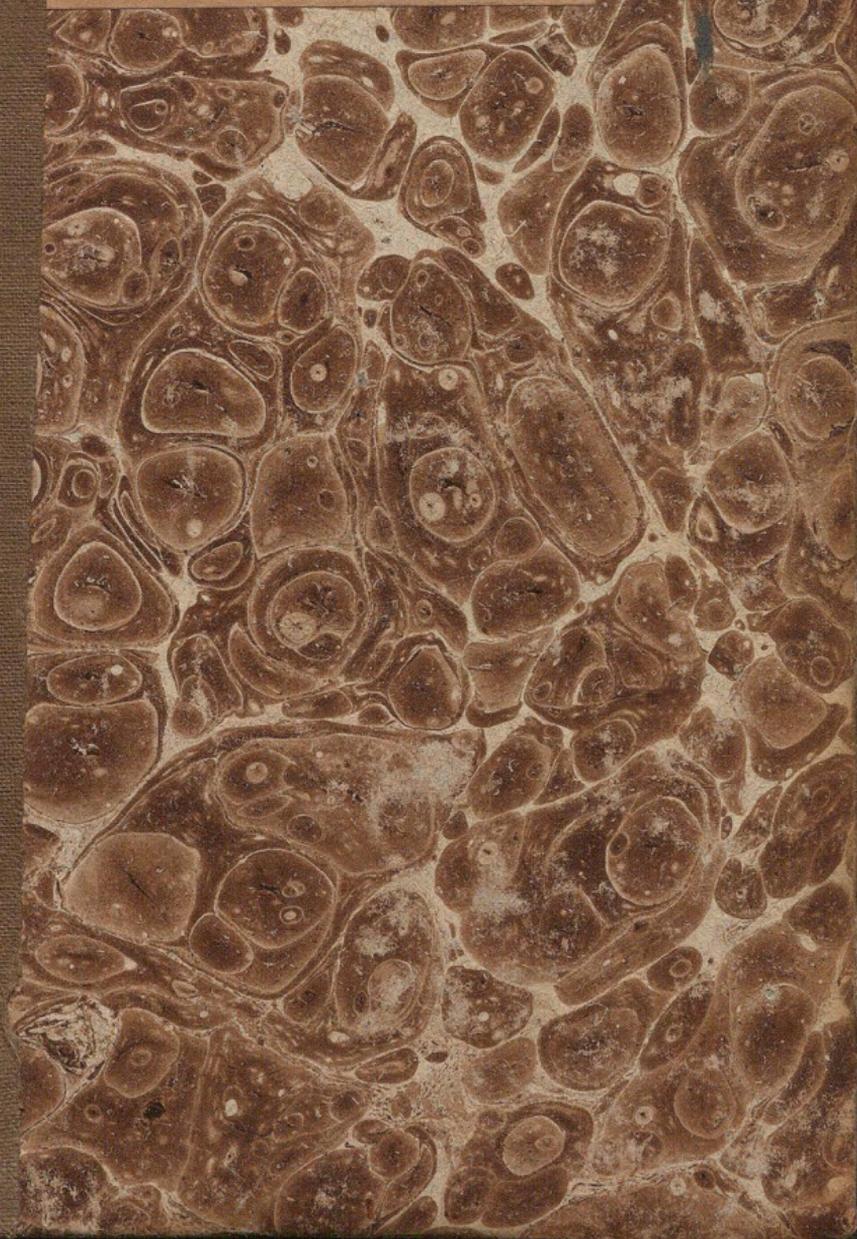


Wiener Stadt-Bibliothek.

8775/1A



145.

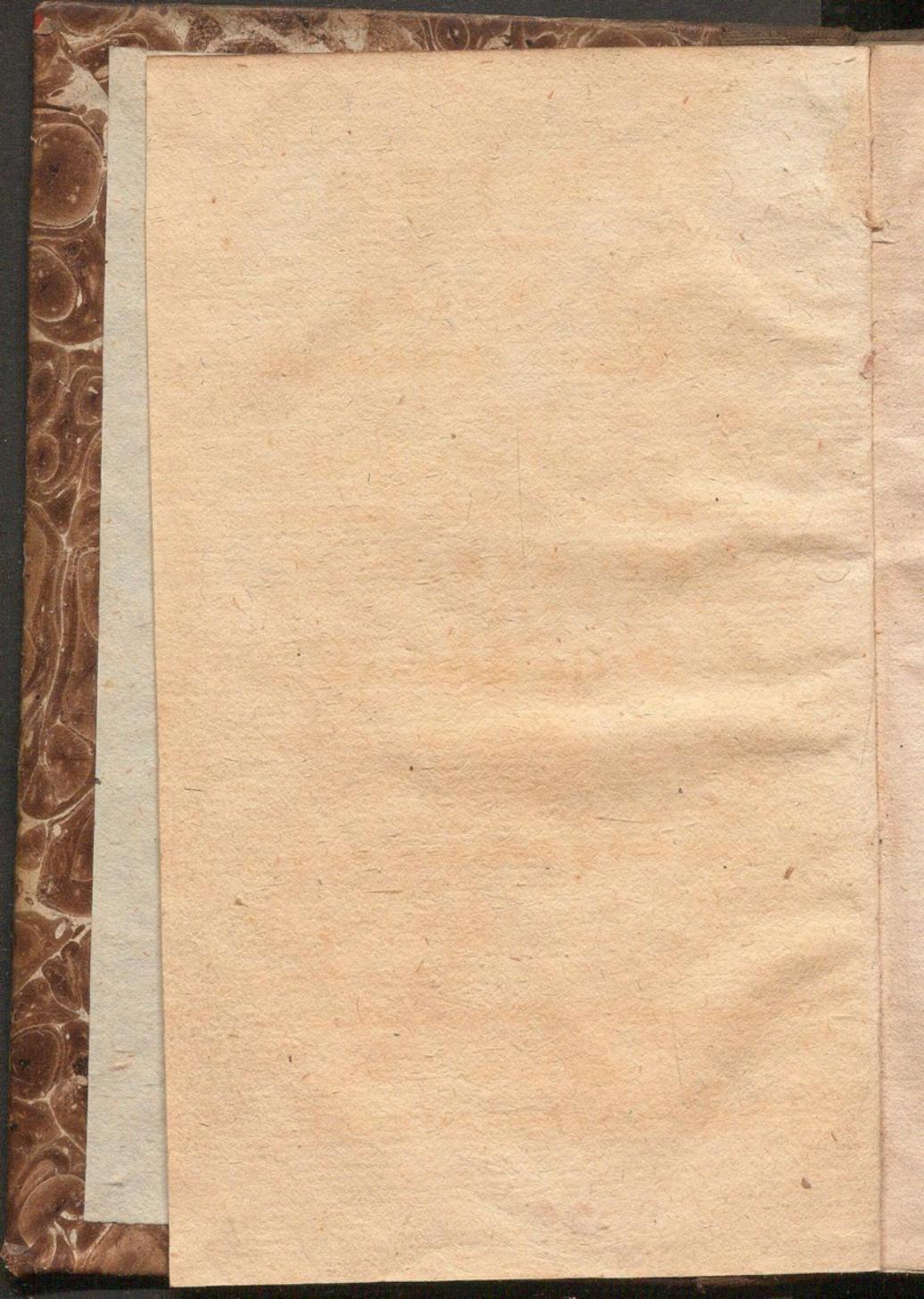
~~144.~~

~~149.~~

~~148.~~

145th

gull journal



Alwina.

Eine Reihe
unterhaltender Erzählungen

zur

Bildung des Herzens und der Sitten, und
zur Beförderung häuslicher Tugenden.

Für Töchter.

Von

Dr. Felix Sternau.

Erstes Bändchen.



Wien.

Mausberger's Druck und Verlag.



V o r w o r t.

Bei dem schon anerkannten Nutzen moralischer Erzählungen zur Bildung der Jugend habe ich zur Empfehlung dieses Büchelchens nur wenig zu sagen.

Es gibt für das Kindesalter nichts Langweiligeres, als trockne Moral, nichts Angenehmeres zur Lectüre, als Erzählungen. Sie sind das sicherste Mittel, moralische Wahrheiten anschaulich darzustellen, ihnen Eingang in das jugendliche Gemüth zu verschaffen, Liebe zur Tugend, Abscheu vor dem Laster zu erregen, und das Herz empfänglich für alles Gute zu machen. Zu diesem Zwecke dienen auch insbesondere die vorliegenden kleinen Geschichten. Gehorsam gegen Aeltern und Vertrauen zu ihnen, Mitleid, Menschenfreundlichkeit, Wohlthätigkeit, Aeltern- und Geschwisterliebe, Wirthschaftlichkeit, Ver-

schwiegenheit, Redlichkeit, Sittsamkeit sind die Tugenden, die ich durch meine Erzählungen dem Herzen meiner jungen Leserinnen werth zu machen suche. Andere sind bestimmt, sie vor Eitelkeit, Hochmuth, Muthwillen, Falschheit, übertriebener Empfindlichkeit u. s. w. zu warnen.

Ein anderes Werkchen von derselben Tendenz ist, unter dem Titel: »Palamedes,« zugleich mit diesem, vorzüglich für Knaben, erschienen.

Möge der Same des Guten, den ich auszustreuen mich bemüht habe, in dem Herzen meiner jungen Leser und Leserinnen keimen und die erwünschtesten Früchte bringen!

Geschrieben im October 1825.

Felix Sternau.

Der Blinde.

Ein armer Blinder ging täglich an dem Hause des Hofraths Wagner vorüber. Sein Führer war ein kleiner, sehr hübscher Knabe von ungefähr sechs oder sieben Jahren; an seinen schmutzigen und zerlumpten Kleidern war ihm aber leicht das Elend anzusehen, in dem er lebte. Der arme Junge ging barfuß, und mochte sich wohl schon mehr als ein Mahl Scherben und Glas eingetreten haben. Im Herbst und im Winter hatte er auch sehr von der Kälte zu leiden, und seine Füße sahen alsdann ganz roth und blau aus.

Niemand jammerte dieser arme Knabe mehr als Röschen, das siebenjährige Töchterchen des Hofraths Wagner. Mit ihrem weichen und theilnehmenden Herzen konnte sie nicht ohne Mitleid sehen, wie das arme Kind in der nassesten und kältesten Witterung ohne Strümpfe und Schuhe in den Straßen herum ging.

Einst stand Röschen an einem kalten Wintertage, in einem warmen, gut gefütterten Ueberröckchen, das ihr die Mutter hatte machen lassen, am Fenster und sah durch die kaum aufgethauten Scheiben auf die beschnehte Gasse hinab. Da kam der Blinde, von dem kleinen

Jungen geführt, der mit seinen nackten, ganz schwarzblauen Füßen von Frost starrete. Röschen konnte ihn nicht ohne Thränen mit den Zähnen klappern hören und zeigte ihn der Mutter. »Sieh nur, Mutterchen,« sagte sie, indem sie dieselbe an's Fenster führte, »sieh nur, wie das arme Kind in bloßen Füßen im Schnee läuft; sieh, wie es einen nach dem andern hinauf zieht, wie es vor Kälte zittert und leidet. Ach, es dauert mich gar zu sehr; o kaufe ihm doch ein Paar Schuhe oder Socken!«

»Liebes Kind,« sagte die Mutter, »ich wollte gern deinem guten Herzen diese Freude machen; bedenke aber nur, wie viel Geld ich seit Kurzem bloß für Dich allein ausgegeben habe. Ich mußte Dein neues Ueberröckchen, Deine Schnürstiefelchen, Deine Handschuhe bezahlen, und Du weißt, daß Dein Vater kein reicher Mann ist.«

»Ach Mutterchen, ich habe ja andere Kleider und bin fast immer in dem warmen Zimmer. Weißt Du, was ich denke? Wir wollen den Ueberrock wieder verkaufen und dem armen Knaben Strümpfe und Schuhe dafür anschaffen.«

»Das geht nicht, mein Kind,« sagte die Mutter; »Dein Kleid hat viel Geld gekostet, und wir würden wenig dafür bekommen. Ich will Dir lieber einen andern Vorschlag machen. Das weiße Brot zu Deinem Frühstück und zur Milch Nachmittags kommt mir täglich auf einen Groschen zu stehen. Ich schwarzes Brot statt weißes, und lege diesen Groschen jeden Tag zurück, so

hast Du in Zeit von einer Woche schon so viel, daß Du dem armen Jungen wenigstens ein Paar Socken kaufen kannst.«

»Ach, liebes Mutterchen,« rief R ö s c h e n, und fiel der Mutter um den Hals, »wie gern will ich das! O laß Dich für diesen Gedanken küssen. — Aber wenn ich doch nur das Geld gleich jetzt hätte, denn in acht Tagen kann leicht der arme Kleine seine Füße erfrieren.«

Die Mutter. Da läßt sich wohl helfen. Ich kann Dir ja sechs Groschen vorschreiben.

R ö s c h e n. Willst Du das? O schön, schön! So gib sie nur gleich her und laß durch Babet geschwind ein Paar recht warme und starke Socken holen.

Dies geschah, und R ö s c h e n trippelte vor Ungeduld, bis das Mädchen wieder kam.

Die Mutter stand indessen auf, ging an ihren Schrank und kam mit einem Paar wollenen Strümpfen zurück. »Wie wäre es,« sagte sie lächelnd, »wenn wir zu den Socken auch ein Paar Strümpfe legten? Hier ist ein Paar; ich habe sie für Dich stricken lassen; willst Du sie dem armen Knaben geben, so ist es Dir erlaubt.«

»O das will ich,« rief R ö s c h e n, »ich habe der Strümpfe genug.« Indem sie so sagte, hüpfte sie hoch auf vor Freude, und schlang ihre Armchen mit einem Kuß um der Mutter Hals.

Indessen kam Babet mit einem Paar hübschen und dauerhaften Socken zurück, die sie gekauft hatte. Der Blinde und sein Führer waren aber schon lange fort. R ö s c h e n mußte

sich entschließen, zu warten, bis sie morgen wieder kommen würden. Sie war ganz traurig darüber, denn sie besorgte, der arme Junge möchte sich indessen die Füße erfrieren.

Den Tag darauf ging sie vom Morgen an nicht mehr vom Fenster. Endlich sah sie den Blinden die Straße herauf kommen. »Da ist er, da ist er!« sagte sie, rief die Mutter und lief mit den Strümpfen und Socken die Treppe hinab. Ihre Hände zitterten sichtbar vor Ungeduld und Freude. An der Hausthür erwartete sie den Blinden.

»Guter, alter Mann,« sprach sie, als er ihr nahe genug war, »ich bringe Ihm hier ein Almosen von der Mutter, und seinem kleinen Sohn ein Paar Strümpfe und Socken von mir.«

»Dafür soll Gott Sie und Ihre Frau Mutter mit Gesundheit und langem Leben segnen,« antwortete der Alte. »Ach, wie wohl werden meinem armen Jacob die Socken thun! Ich hätte ihm schon lange welche gekauft, aber wir bringen ja leider kaum so viel zusammen, daß wir unsern Hunger stillen können.«

»O liebes Mutterchen,« sagte R ö s c h e n zur Hofrät'hinn, die in der Thüre stand, »willst Du denn nicht dem armen Mann und Jacob auch zu essen geben lassen?«

»Necht gern,« antwortete die Mutter. — Und so wurde denn der Blinde mit seinem kleinen Führer in die Gesindestube unten im Hause geführt.

Jacob beguckte die neuen Strümpfe un

Socken von allen Seiten und lächelte sie stillschweigend an, hatte aber nicht das Herz, sie vor dem Fräulein anzuziehen, bis sie ihn selbst dazu ermahnte.

»O wie schön warm sie sind!« sagte er jetzt; »das vergelte Ihnen Gott, mein schönes Mamsellchen. Ich will gewiß alle Tage für Sie bethen.«

Wirklich mochte dem armen Kleinen schon lange nicht mehr so wohl gewesen seyn. Noch wohler aber war ihm, als eine große Schüssel voll warmer Suppe und Fleisch für ihn und den Vater angerichtet wurde. Sie aßen beyde, zu Rösschens nicht geringer Freude, alles rein auf und gingen dann, Mutter und Tochter nochmal tausend Segen wünschend, ihre Wege.

Dies war ein glücklicher Tag für Rösschen! Kaum am Weihnachtsabend fühlte sie sich so selig! Sie schwakte den ganzen Vormittag mit der Mutter von nichts Anderem, als dem alten Blinden und seinem Knaben. Wie ganz anders, als gestern, mußte dem armen Jacob heute zu Muthe seyn, da seine Füße in Strümpfen und warmen Socken steckten, als gestern, da sie nackt auf dem Schnee gingen.

Als um zwölf Uhr der Vater nach Hause kam, wurde ihm die ganze Geschichte umständlich erzählt. Er schien sie mit großem Wohlgefallen anzuhören, und lobte Rösschens mitleidiges Herz gar sehr, zumahl, da sie sich, um Gutes zu thun, das Brot von ihrem eigenen Munde abgebrochen hatte.

»Ach,« sagte Rösschen, »ich möchte dem

Kleinen wohl auch warme Handschuhe, eine warme Mütze und ein Camisol geben, und mir es von meinem Frühstück abziehen lassen, wenn mir nur die Mutter das Geld dazu einstweilen leihen wollte, denn seine Finger starren ganz vor Kälte, und an seinem Kittel war kein guter Fleck mehr.«

»Deine Mutter wird wohl schwerlich so viel Geld lange missen können,« erwiederte der Vater; »ich will dir aber sagen, wie Du es selbst verdienen kannst, wenn du arbeiten willst, und Dir es einstweilen vorschiesse.«

»Ach,« sagte Röschen, »wie kann denn ein so kleines Mädchen, wie ich, Geld verdienen?«

»Ich selbst will Dir welches zu verdienen geben,« sagte der Vater. »Du fängst an zu schreiben; für jede recht schön geschriebene Seite, die Du mir in einem besondern Schreibebuch, das ich Dir geben will, vorzeigen wirst, sollst Du einen Groschen haben; aber ganz rein und gut muß die Schrift seyn, sonst nehme ich sie nicht an. Willst Du das?«

»O gewiß,« rief R ö s c h e n, »alle Tage will ich zwey Seiten schreiben, eine Vormittags, die andere Nachmittags, und so schön ich es kann.«

»Nun gut, so gebe ich Dir also hiermit zwey Thaler Vorausbezahlung; damit magst Du dem armen Jungen kaufen, was Du willst.«

Dankbar nahm R ö s c h e n die Thaler aus des Vaters Hand und küßte sie ihm freudig dafür. Und nun wurde Rath mit der Mutter gehalten, wie man das Geld anwenden wolle.

Es wurde beschlossen, Nachmittags auf den Erbdelmarkt zu gehen, und dort auszuwählen, was man Brauchbares für den Kleinen finden würde.

Bald fand sich Alles, was man wünschte, und um einen so wohlfeilen Preis, daß der arme Junge mit diesem wenigen Gelde ganz gekleidet werden konnte. Er erhielt außer dem, was ihm schon zugehört war, auch noch eine warme Weste und Beinkleider.

Mit Ungeduld erwartete nun Rößchen den folgenden Tag. Sie dachte sich die Ueberraschung, die Freude, das Glück des Knaben, die Gegensehnsüchte des Alten, das Vergnügen des Gesindes, das Zeuge davon seyn würde. Dies Alles beschäftigte ihre Einbildungskraft so lebhaft, daß sie lange nicht einschlafen konnte.

Endlich kam der sehnlich erwartete Tag, und Rößchen stellte sich auf ihren Posten an das Fenster.

Nicht lange stand sie da, so erschien der Blinde an der Hand seines Führers. Sie eilte hinab an die Thür und rief ihn herein. Alles ging, wie sie sich's gedacht hatte. Der Kleine war außer sich vor Freude über den guten, warmen Anzug, als er hörte, daß er für ihn bestimmt sey, besah Stück für Stück, und freute sich bey jedem Stück auf's Neue; der Alte aber hörte nicht auf, seine kleine Wohlthäterinn zu segnen. Die Mütze, die Weste, das Camisölehen, die Handschuhe, Alles war wie angemessen, denn Rößchens Mutter hatte es bey'm Einkauf einem

kleinen Jungen von Jacobs Größe anprobiren lassen. Den Beschluß der Bescherungs-Scene machte eine gute Mahlzeit, die den beyden Armen vorgesetzt wurde, und an der sie sich wieder mit großer Lust satt aßen. In Lumpen hatte Jacob das Haus betreten, gut und warm gekleidet verließ er es wieder.

Seht, Kinder, so wenig kostet es oft, sich und Andere glücklich zu machen; denn fürwahr, der kleine Jacob und sein Vater waren nicht die einzigen Glücklichen; Röschen und ihre Mutter schienen es fast so sehr, wie sie. Und ihre menschenfreundliche That blieb nicht unbelohnt. Röschen wurde durch ihr gutes Herz den Aeltern noch einmahl so lieb, als zuvor. Und da sie treulich ihrem Versprechen nachkam, dem Vater das ausgelegte Geld wieder zu ersetzen, lernte sie in einem einzigen Monath besser schreiben, als vorher in einem halben Jahre; auch fühlte sie sich, so oft sie den alten Blinden und seinen kleinen Führer sah, auf's Neue so selig, wie am ersten Tage.

Noch war kein Monath verflossen, als sie sich schon die zwey Thaler, die sie dem Vater schuldig war, erschrieben hatte. Sie brachte sie ihm mit großer Freude. Er aber nahm sie nicht an, sondern schloß das wohlthätige Kind in seine Arme, küßte es und sprach zu ihm: »Behalte diese zwey Thaler, mein gutes Röschen, die Du so edel angewendet hast, und findest dich wieder ein Nothleidender, so werde auch ihm ein hilfreicher Engel, wie Du es dem kleinen Jacob geworden bist.«

Rosalie und ihre Mutter.

Rosalie hatte eine gütige, aber strenge Mutter, die sie früh schon zu allen Hausarbeiten anhielt und ihr keinen Fehler nachsah. Schon als ein kleines Mädchen von fünf Jahren mußte sie täglich zum Bäcker gehen und das Brot zum Frühstück holen. Zu Hause mußte sie Zimmer und Kammer rein halten, mußte mit einem saubern Lappchen, das seinen bestimmten Ort hatte, täglich zwey Mahl Tische, Commoden, Schränke und Spiegel abwischen. Nichts durfte sie von ihren Spielsachen mitten im Zimmer liegen lassen, wie so viele andere kleine Mädchen es gewohnt sind, sondern jedes Ding mußte, wenn sie es gebraucht hatte, wieder an seinen Ort gethan werden. Darum sah es in Madame Engels Hause immer reinlich und ordentlich aus, und Rosalie wurde unmerklich an die schöne Tugend der Reinlichkeit und an Ordnungsliebe gewöhnt. Von dem fünften Jahre an durfte auch Rosalie keine Schule versäumen, es mochte auch regnen oder schnehen, so sehr es wollte. Oft weinte sie freylich und bath, daß man sie doch wenigstens bey so gar schlimmen Wetter zu Hause lassen möchte; allein, wenn sie sich so sträubte, so hob die Mutter sie rasch an's Fenster und zeigte ihr eine Menge Menschen, die unter dem Regen und Schnee wegliefen, ohne zu ertrinken, oder eingeschneht zu werden. Rosalie trocknete dann still ihre Thränen und ging gedul-

dig in die Schule, von der sie frisch und gesund wieder zurück kam.

Als sie größer war, mußte sie auch in die Küche gehen, und Wein und Bier aus dem Keller herauf holen. Freylich wurden ihr im Winter, wenn es recht kalt war, die Finger so steif, daß sie dieselben kaum mehr bewegen konnte. Aber die Mutter erlaubte ihr nicht einmahl, sich an dem Ofen zu wärmen. »Fort, fort!« rief sie sogleich, »was machst du da an dem warmen Ofen? Hast du etwa Lust, Frostbeulen zu bekommen? Geh ein Paar Mahl im Zimmer herum, daß dein Blut in Bewegung komme, und dann wieder hinaus in die Luft.«

Rosalie fand das sehr hart, und oft traten ihr die Thränen in die Augen; allein die Mutter that alles aus reiner Liebe, um ihre Tochter abzuhärten und eine tüchtige Hausfrau aus ihr zu bilden. Eben darum mußte Rosalie auch bey allen Wäschen Hand mit anlegen, mußte mangeln und plätten helfen. Sogar im Hausgärtchen hatte sie zu arbeiten; zwar durfte sie nicht den Boden umgraben, wohl aber mußte sie alle Pflanzen setzen und jäten, auch sie täglich begießen.

Wenn sie aber alle Hausarbeit recht pünctlich verrichtet hatte, dann war ihr auch erlaubt zu lesen, aber nur solche Schriften, welche die Mutter vorher durchgelesen hatte, denn es gibt auch viele schädliche Bücher, die junge Mädchen nie lesen dürfen.

Man sollte glauben, Rosalie könne ihre

Mutter nicht sonderlich lieb gehabt haben, weil sie so strenge von ihr gehalten wurde, und so oft zu Hause bleiben mußte, um die Küche zu besorgen, wenn ihre jungen Freundinnen einen Spaziergang auf das Land machten oder einen Geburtstag feyerten; allein kein Kind konnte seine Mutter herzlicher lieben als sie, denn je älter sie wurde, desto klarer lernte sie einsehen, daß alles zu ihrem eigenen Besten geschah. Wo sie daher der guten Mutter Freude machen konnte, da that sie es. Nie betrübte sie dieselbe durch Ungehorsam, Trotz oder unartige Antworten. Sie suchte Alles zu errathen, was ihr lieb war, und oft, wenn ihr etwas geheißen wurde, war es schon gethan. Bey allem, was sie Gutes zu genießen hatte, dachte sie an die Mutter. Wurde sie mit Blumen oder Obst beschenkt, so wurde das Schönste und Beste davon für Mutterchen auf die Seite gelegt. Oft überraschte sie dieselbe mit einer hübschen Arbeit von ihrer Hand, besonders an Geburts- und Namenstagen, wo immer das ganze Zimmer von ihr geschmückt wurde. Eben so am Weihnachts-Abende. War die Mutter verreist, so fand sie bey ihrer Zurückkunft beynabe immer etwas Unerwartetes. Es waren z. B. neue Vorhänge an den Fenstern, oder das Wohnzimmer war frisch getüncht, oder die Betten mit neuen Decken belegt. Wo es nur möglich war, suchte Rosalie der Mutter Unruhe und Beschwerlichkeit zu ersparen. In ihrem sechzehnten Jahre waltete sie schon im

Hause wie eine erfahrene Hausfrau, und man konnte sich ganz auf sie verlassen.

Madame Engel sagte nicht viel zum Lobe ihrer Tochter. Aber die Frau Basen sahen schon von selbst, daß Rosalie ganz anders war, als ihre eigenen Töchter, die nur auf Wällen zu glänzen suchten, und von der Hauswirthschaft wenig oder nichts verstanden.

Rosalie war noch nicht achtzehn Jahre alt, als sie schon Braut wurde. Ein junger Mann, der ein gutes Amt bekleidete, hatte sie gesehen. Ihr sitzames Wesen, ihre Freundlichkeit, ihr gesundes Aussehen gefiel ihm. Die zuvorkommende Liebe und Achtung, womit sie ihre Mutter behandelte, zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sie. Er erkundigte sich näher nach ihr, und da er vernahm, daß sie das häuslichste und unbescholtenste Mädchen in der ganzen Stadt sey, verschaffte er sich Zutritt in dem Hause der Aeltern, fand alles, was er Gutes von Rosalieu gehört hatte, noch übertroffen, und warb daher ohne Bedenken um die Hand des lieben Mädchens, ob sie gleich ohne Vermögen war, und hatte das Glück, sie zu erhalten.

Als die Nachbarn vernahmen, daß Rosalie die beneidenswerthe Braut eines so hübschen und angesehenen jungen Mannes sey, entstand unter ihnen eine allgemeine Freude. Die Einen sagten, das haben die braven Aeltern an ihrer Tochter durch die gute Erziehung verdient, die sie ihr gegeben haben; die Andern sprachen, Rosalie ist ihres Glückes werth; sie hat es durch

ihre Liebe und Achtung gegen ihre Mutter verdient. Umsonst steht nicht in der Bibel: wer seine Mutter ehret, der sammelt einen guten Schatz, wer aber seine Mutter betrübt, der ist verflucht vom Herrn.

So wurde Rosalie eine glückliche Gattinn und die Mutter schöner Kinder, die eben so gut wurden wie sie, und sie ehrten, wie sie selbst ihre Mutter geehrt hatte. Aber vielen von den Ballmädchen, die mit ihr aufgewachsen waren, und an nichts als an ihr Vergnügen gedacht hatten, wurde nicht das Glück, Gattinn und Mutter zu werden. Sie waren den jungen Herren gut genug gewesen, im Tanzsaale mit ihnen herumzuwirbeln; aber keiner wollte ein eitles Geschöpf, das nur von Puz und Lustbarkeiten träumte, und allen Männern zu gefallen suchte, zu seiner Lebensgefährtinn machen.

Nach dem Tode des Vaters nahm Rosalie die geliebte Mutter zu sich, und so gelangte Madame Engel, umgeben von liebevollen Kindern und blühenden Enkeln, zu einem hohen und glücklichen Alter.

A l b e r t i n e .

Albertine war ein kleines, sehr gutes Mädchen, das nie eine Unwahrheit sagte, und in allen seinem Thun und Reden vollkommen aufrichtig war. Nur schwast sie gewöhnlich et-

was mehr als sie sollte; und da sie selbst eine fromme ehrliche Seele war, so traute sie Niemandem Böses zu. Aber ach! es gibt der bösen Menschen so viel, daß man sich nicht genug vor ihnen in Acht nehmen kann.

Einst sagte Mutter Froberg zu Albertinen: »Hier sind sechs Thaler zwölf Groschen, die ich an Herrn Kaufmann Gerber für Waaren zu bezahlen habe; trage ihm das Geld hin, mache ihm meine Empfehlung, und bringe mir die Rechnung, die ich beigelegt habe, unterschrieben zurück.«

Albertine hatte schon viele solche Aufträge verrichtet; die Mutter war also ganz außer Sorgen. Das Mädchen nahm ihr Arbeitskörbchen, legte das Geld hinein, zog ihre Handschuhe an und sprang eilig die Treppe hinab. »Du kannst auch zugleich diesen Brief mit auf die Post nehmen,« rief ihr die Mutter nach, »gib ihn auf dem Rückwege ab und halte Dich nicht lange auf.«

Unterwegs sah Albertine eine ältliche freundliche Frau an einer Straßenecke stehen, die eben so gesprächig war wie sie. »Wohin denn so schnell, mein schönes Kind?« redete das Weib sie an; »Sie gehen ja so rasch, daß man Ihnen kaum nachkommen kann.«

»Ich habe einen weiten Weg zu machen, und soll schnell wieder zu Hause seyn.«

»Wohin gehen Sie denn, mein liebes Fräulein, wenn ich fragen darf?«

»In die Sattlergasse und von der Sattlergasse auf die Post.«

»Ey, da machen wir einerley Weg. Zu wem gehen Sie denn?«

»Zu Herrn Kaufmann Gerber, dem ich Geld von der Mutter bringen muß.«

»Seht doch! da gehen wir fast in dasselbe Haus. Herr Kaufmann Gerber ist mein nächster Nachbar. Was brauchen Sie aber den weiten Weg zu machen? Geben Sie mir das Geld mit, ich will es ihm recht gern übergeben. Von hier haben Sie nicht halb so weit auf die Post, und sind also viel schneller wieder zu Hause.«

»Das wohl,« sagte Albertine, »ich muß ja aber doch die Rechnung unterschreiben lassen.«

»D die Rechnung schickt er Ihrer Frau Mutter durch einen seiner Leute, oder ich reiche sie Ihnen selbst im Vorbegehen hinein; sagen Sie mir nur wie Sie heißen und wo Sie wohnen. Wer wollte denn nicht gern seinem Nebenmenschen einen so kleinen Gefallen thun.«

»Nun, weil Sie denn diese Gefälligkeit haben wollen,« sagte Albertine, »so machen Sie nur dem Herrn Gerber eine Empfehlung von meiner Mutter, der Rät'hinn Froberg, und hier schicke sie ihm den Betrag seiner Rechnung mit sechs Thaler zwölf Groschen, sie erbitte sich aber das Conto baldmöglichst unterschrieben zurück.«

»Ganz wohl, ganz wohl, mein Fräulein. Sie haben mir aber noch nicht gesagt, wo Ihre Frau Mutter wohnt.«

»In der Adlerstraße.«

»Schön. Sie sollen heute noch die Rechnung zurück erhalten.«

Das Weib nahm das Geld und ging damit schnellen Schrittes der Sattlergasse zu. Albertine aber machte links um und brachte den Brief auf die Post. Ehe die Mutter sich dessen versah, stand sie ihr schon wieder gegenüber.

»So schnell wieder zurück,« redete sie dieselbe an. »Bist du denn auch auf der Post gewesen?«

»Ich komme davon her.«

»Laß sehen, wo ist die quittirte Rechnung?«

»Die Rechnung wird nachfolgen.«

»War denn Herr Gerber nicht zu Hause?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe ihm das Geld nicht selbst übergeben. Eine wackere Frau, die seine nächste Nachbarinn ist, hat sich erbothen, es mitzunehmen, und ihm sogleich zuzustellen.«

»Und wie heißt denn die wackere Frau?« fragte die Mutter, welche den Betrug schon ahnete.

»Das weiß ich wahrlich nicht; ich habe vergessen, nach ihrem Nahmen zu fragen; sie wird aber wohl heute Nachmittags selbst kommen und die Rechnung bringen, wenn sie der Kaufmann nicht schiekt.«

»It's möglich, ein Paket Geld einer Person anzuvertrauen, die man nicht einmahl dem Nahmen nach kennt!«

»Was thut es denn, liebe Mutter? Sie

kennt ja Herrn Gerber und wohnt ganz nahe an seinem Hause.«

»O du unerfahrenes, einfältiges Mädchen! Wie aber, wenn alles, was dieses Weib dir gesagt hat, nicht wahr wäre, wenn sie das Geld, das sie an Herrn Gerber abgeben sollte, für sich selbst behielte, und nichts mehr von sich hören noch sehen ließe?«

»O, Mutter, was denkst Du! Es war eine so freundliche Frau, die uns unmöglich kann betriegen wollen.«

»Du hast jetzt nichts nöthiger zu thun, als den Weg nochmal's zu machen, und bey Herrn Gerber nachzufragen, ob er die sechs Thaler zwölf Groschen durch die freundliche Frau erhalten habe. Vergiß auch die Quittung nicht.«

Albertine mußte also zum zweyten Mahle fort, wie es meistens der Fall ist, wenn Jemand seinen Auftrag nicht recht verrichtet hat. Voll Unruhe und Angst, ob das Geld abgegeben worden sey, lief sie dieses Mahl noch schneller als vorher.

Sie traf Herrn Gerber zu Hause an. Er saß an seinem Schreibtische und war den ganzen Tag noch nicht ausgegangen; hatte aber weder von der freundlichen Frau noch von dem Gelde etwas gesehen.

Albertine versicherte ihm, es wohne die Frau in seiner nächsten Nachbarschaft und machte eine Beschreibung von ihrer Gestalt und ihrem Anzuge. Allein weder der Kaufmann noch seine Leute kannten ein solches Weib in ihrer Straße.

Höchst erschrocken und mit Thränen in den Augen lief das Mädchen nach Hause und berichtete zitternd der Mutter, was sie von dem Kaufmann gehört hatte. Doch, meinte sie, es sey die Frau vielleicht nur abgehalten worden, das Geld sogleich abzugeben, und sie könne die Rechnung noch bringen. Allein man wartete vergeblich auf sie. Die sechs Thaler zwölf Groschen waren verloren, und mußten von Mutter *F r o b e r g* noch einmahl bezahlt werden.

Da die gute Frau nicht reich war, so war ihr ein so bedeutender Verlust sehr empfindlich, und sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich und ihrer Tochter täglich etwas von ihrem Tische abbrach, und am Christtage die Bescherung sparsamer einrichtete. *Al b e r t i n e* hatte also selbst durch ihre Unbesonnenheit zu leiden.

An einer langen Strafrede ließ es die Mutter nicht fehlen. Besonders erhielt *Al b e r t i n e* einen harten Verweis dafür, daß sie dem unbekanntem Weibe gesagt hatte, daß sie Geld bey sich habe.

»Aber erinnere Dich doch,« liebe Mutter, entgegnete das Mädchen weinend, »wie oft Du mir empfohlen hast, in allen Dingen aufrichtig und redlich zu seyn.«

»Ja wohl,« erwiederte die Mutter; »nie aber soll man in seiner Aufrichtigkeit mehr sagen, als dem andern zu wissen nöthig ist, und wir ihm anvertrauen können, ohne uns selbst zu schaden. Das betriegerische Weib brauchte nicht zu wissen, daß du Geld bey dir hattest und wem

du es bringen solltest. Hättest du davon geschwiegen, so wäre es nicht verloren gegangen. Darum merke dir: Sey aufrichtig und redlich, sprich aber nicht mehr als nöthig ist, und traue nicht allen Leuten.«

»An dem gottlosen Weibe, das uns so schändlich hintergangen hat, kannst du zugleich lernen, daß mancher Mensch sich redlich stellt und falsch im Herzen ist, und daß ein freundliches Gesicht gar oft eine treulose Seele verbirgt.«

Das arglistige Weib entging aber nicht ihrer Strafe. Sie wagte einen andern Diebstahl, wurde entdeckt und kam in das Zuchthaus.

Der arme Schuster.

In großen Städten wohnen in den himmelhohen Häusern oft Familien, die sich einander gar nicht kennen.

Dies war auch einmahl der Fall zu Wien, wo eine reiche Frau von Stande, Frau von Kolhagen, das zweyte Geschos eines sechsstöckigen Hauses bewohnte.

Diese Dame hatte vier hoffnungsvolle Kinder, drey Söhne und eine Tochter. Adolph war schon fünfzehn Jahre alt, Casimir dreyzehn, Felix zwölf, Pauline, die jüngste unter ihnen, nur zehn.

Einst wollte die Mutter mit ihrer Familie einen Spaziergang in den Prater machen (so

nennt man einen öffentlichen Belustigungsort bey Wien). Die vier Kinder waren schon auf der Treppe, die Mutter aber sprach noch mit ihrer Haushälterinn. Auf einmahl hörte man Jemand mit einem großen Gepolter von dem obersten Stockwerk aus die Treppe herab kommen, und zwar mit einer solchen Hast, daß die Kinder kaum Zeit hatten auszuweichen. Es war Peter, ein Knabe, den sie nur dem Nahmen nach kannten. Er grüßte sie sonst immer sehr höflich, wenn er an ihnen vorüber ging; dieß Mahl sah er sie aber gar nicht an, rückte seine Mütze nicht, und wenig fehlte, so hätte er Paulinen über den Haufen geworfen.

»Wer war denn dieser unartige Junge?« fragte Frau von K o l h a g e n, die hinter ihm die Treppe herab kam. »Ist es nicht etwa der Sohn der Leute, die oben in der Dachstube wohnen? Ihr sagtet ja immer, es sey ein höflicher Knabe.«

»Ja,« sagte F e l i x, »sonst ist er immer höflich; heute aber ist er es nicht.«

»Es muß etwas ganz Besonderes vorgegangen seyn,« sagte A d o l p h, »denn umsonst ist er gewiß nicht so die Treppe herab getobr.«

Indem sie so sprachen, gingen sie vollends die Treppe hinab. An der Hausthür begegneten sie dem Bewohner der Dachstube. Er begleitete einen langen abgemagerten Mann, der erst von einer Krankheit aufgestanden zu seyn schien. Peter hing an seinem Halse und nannte ihn ein Mahl über das andere seinen Vater, seinen

lieben Vater. Die zwey Männer verbeugten sich ehrerbietig vor der Dame und erinnerten auch Peter n, seine Mühe abzunehmen. Allen wurde freundlich gedankt. — »Sagte ich's denn nicht,« sprach Adolph, als sie auf der Straße waren, »es müsse etwas Besonderes vorgefallen seyn, weil Peter mit solcher Eile die Treppe herab stürmte. Er lief seinem Vater entgegen, den er vermuthlich lange nicht gesehen hat, und über- sah uns ganz in seiner Freude.«

»Seinen Großvater willst Du sagen,« ent- gegnete Pauline, »denn der andere Mann ist ja sein Vater.«

»Sein Großvater kann er wohl nicht seyn,« sagte die Mutter, »dazu ist er nicht alt genug.«

»Wir müssen wissen, wer die Leute sind,« sprach Felix, »morgen will ich mich gleich nach ihnen erkundigen.«

»Nur nicht zu vorwitzig, mein Sohn, daß Niemand durch deine Neugier beleidigt werde. Unsere Hausgenossen scheinen zwar keine reichen aber doch ehrliebende Leute zu seyn. Vater und Mutter tragen grobe, aber reinliche Kleider, und ihr Sohn hat zwar gestickte, aber immer weiße Hemden auf dem Leibe.«

»Der andere Mann,« sagte Pauline, »ist aber ganz abgerissen, er sieht so blaß und krank aus, seine Backen sind so hohl; und hast Du gesehen, wie seine Hände zitterten?«

Das Gespräch wurde hier durch einen Be- kannten unterbrochen, der ihnen begegnete und sie begleitete. Erst in dem Garten wurde die

Unterredung fortgesetzt und beschlossen, daß man sich auf eine schonende Art nach dieser Familie erkundigen wolle.

Die Mutter übernahm es selbst. Abends, da die Haushälterinn den Tisch deckte, fragte sie dieselbe, ob sie nichts Näheres von der Familie wisse, die seit Kurzem oben im sechsten Stockwerke wohne. — »Leider wohl,« antwortete Barbara. — »Gutes oder Böses?« fragte die Mutter weiter. — »Nichts als Gutes. — »Und doch leider? Nun so richte sie nur geschwind an und erzähle Sie uns über Tisch, was Sie weiß.« — »Recht gern, gnädige Frau. Es ist eine ganz rührende Geschichte, ich mußte wahrhaftig selbst weinen, da ich sie von der Frau des Portiers hörte.«

»Nun so bringe Sie nur schnell das Essen, Ihre Erzählung soll unsere Tafel-Unterhaltung seyn.«

Als nichts mehr fehlte und die ganze Gesellschaft Platz genommen hatte, fing Barbara also an:

»Im vorigen Vierteljahre bewohnte ein Mann, der sich mit allerley kleinen Geschäften abgab, mit seiner Frau in der Capuzinerstrasse ein Zimmer im fünften Stockwerke eines Hauses, in dem noch viele andere Familien besammen lebten. Der wackere Mann hieß Hornberger. Seine Frau nähere und plättete in den Häusern und so verdienten sie sich ehrlich und redlich so viel, daß sie von einem Tage zum andern zu leben hatten. Am Ende des Jahres fand sich

aber immer, daß ihnen nichts übrig geblieben war, und doch hielten sie sich für reich genug, eine sehr menschenfreundliche That zu verrichten.«

»In demselben Hause wohnte nämlich ein armer Schuhflicker über ihnen in einer elenden Dachstube, die allem Wind und Wetter offen stand. Sein kümmerlicher Verdienst war kaum zureichend, sich und einen Knaben von neun oder zehn Jahren nothdürftig mit den wohlfeilsten Speisen zu ernähren. Seine Frau war vor einigen Jahren gestorben. Nun wollte das Unglück, daß der arme Mann, der fast beständig kränkelte, am Ende bettlägrig wurde. Die brave Hornbergerin nahm sich seiner treulich an, besuchte und pflegte ihn, so viel ihre eigene Wirthschaft es erlaubte; endlich aber, da es nicht besser mit dem Kranken werden wollte, folgte sie dem Rath ihres Mannes und ließ ihn in ein Hospital bringen, wo er nicht nur eben so gute Pflege, sondern auch Aerzte und Arzeneyen fand, die man ihm hier im Hause nicht geben konnte.«

»Was sollte aber aus dem Knaben werden, den man nicht im Krankenhause aufnehmen konnte? Die wackern Leute waren bald entschlossen, ihn bey sich zu behalten. Sie theilten mit ihm ihr kärgliches Brot; die Frau unterrichtete ihn, wenn sie eine Stunde Zeit hatte, im Lesen, ließ ihn im Katechismus lernen, und gab nicht zu, daß er sich auf den Straßen herumtrieb; kurz, sie erfüllte an ihm alle Pflichten einer treuen Mutter. Auch den Kranken Vater besuchte sie fast

täglich und brachte ihm hiaweilen eine Herzstärkung, wozu sie sich das Geld am Munde abbrach.«

»Zum Unglück hatte der ehrliche Schuster, ehe er in's Hospital abgeholt wurde, seiner Pflegerinn nicht den Hauszins für das laufende Quartal, das seinem Ende nahe war, zurücklassen können. Der Hausherr, ein harter Mann, drang auf seine Bezahlung und gab keiner Vorstellung Gehör. Umsonst bath ihn die Hornbergerinn um Nachsicht für den kranken Mann. Nachsicht? Nachsicht? sagte er; will Sie für ihn bezahlen? Hat denn der Kerl in seinem ganzen Vermögen den Werth von acht Gulden, die er mir schuldig ist?«

»Die arme Hornbergerinn würde die acht Gulden vielleicht für ihn bezahlt haben; allein sie hatte sie nicht. Sie wurde durch die unmenschliche Härte des Hausherrn, der ein reicher Mann war, und durch die Verachtung, mit welcher er von dem ehrlichen Schuster sprach, so aufgebracht, daß sie ihm selbst ihre Wohnung aufkündigte, und zwey Zimmer hier in diesem Hause miethete. Sie nahm zwey, damit doch der arme Kranke, wenn er wieder aus dem Spital käme, ein Obdach finden möchte. Sein elendes Bett behielt der vorige Hausherr zum Unterpand zurück; Marianne, so heißt die Hornbergerinn, wollte aber dem Kranken eine Matraße aus ihrem eigenen Bette geben, bis er wieder zu der seinigen kommen würde. Vor einigen Wochen bezogen die guten Leute dieses

Haus und nahmen ihren Pflegesohn mit sich. Peter benahm sich vom Anfang an sehr gut; er that alles, was in seinen Kräften stand, sich bey seinen Pflegeältern beliebt zu machen, trug Holz und Wasser in die Küche und verrichtete alle kleine Gänge. Marianne schärfte ihm Höflichkeit gegen Jedermann ein, darum nahm er auch immer so freundlich seine Mütze vor der gnädigen Frau und der jungen Herrschaft ab, wenn er ihnen auf der Treppe oder auf der Straße begegnete; nur gestern that er es nicht. Und warum, weil die Hornbergerin vom Fenster aus ihren Mann mit dem wieder genesenen Vater, den er aus dem Spital zurück brachte, nach Hause kommen sah. Peter dachte jetzt an nichts anderes, als an seinen Vater; er sprang mit gleichen Füßen die Treppe hinab, und hatte für sonst Niemand Augen.«

»Jetzt waren aber die armen Leute in neuer Verlegenheit. Der Schuster wünschte wieder zu arbeiten, und der harte Hausherr hatte ihm sein Handwerkszeug zurück behalten. Wo sollte man Geld aufbringen, es einzulösen? Zwey Gulden konnte Hornberger missen, und er war erbötig sie herzugeben. Sie gingen, während Frau von Kolhagen ihren Spaziergang im Prater machte, zu dem Hausbesitzer, und bothen sie ihm an für die wenigen Messer, Ahlen, Zangen, Leisten, die der Schuster zurück gelassen hatte; allein er war auf keine Weise zu bewegen, etwas davon heraus zu geben. Nicht eher, sagte er, bekommt er auch nur ein Stück von seinem Ge-

räthe, als bis ich mein Geld habe. — Wie soll er denn aber das Geld schaffen, wenn er kein Werkzeug zum arbeiten hat? — Das kümmert mich nicht; da mag er zusehen.«

»Als der arme Schuster die Antwort des unbarmherzigen Mannes vernohm, wäre er vor Kummer beynabe wieder krank geworden, und man hatte alle Mühe, ihn zu beruhigen.

»So stehen nun dermahlen die Sachen,« fuhr Barbara fort, »der Himmel weiß, wie es weiter gehen wird. Doch es wird geholfen werden, gewiß wird geholfen werden.«

Frau von Kolhage bedauerte den wackern Mann und schien gerührt von seinem Unglück. Die Kinder verwünschten laut den hartherzigen Reichen, der sich kein Gewissen machte, einen braven und arbeitsamen aber dürftigen Bewohner seines Hauses so sehr zu drücken. Der Schuster und die gutherzigen Leute, die sich seiner so menschenfreundlich angenommen hatten, ob sie gleich beynabe so arm schienen, als er selbst, waren ihr einziges Gespräch bis zum Schlafengehen. Die Mutter aber versicherte ihnen, daß der habstüchtige Hausbesitzer wenig Gewinn von seiner Unmenschlichkeit haben würde.

Am folgenden Morgen, da die Kinder zur gewöhnlichen Stunde aufstanden, fanden sie die Mutter schon ganz angekleidet. Sie hatte, wie sie sagte, einen dringenden Gang zu verrichten. Bis zu ihrer Zurückkunft blieben sie mit der Haushälterinn allein.

Sie schienen aber heute gar keine Lust zum

Arbeiten zu haben, sie gingen zerstreut umher und sprachen wenig mit einander. Es war, als hätte jedes von ihnen ein besonderes Anliegen auf dem Herzen; aber keines wollte einen Vertrauten haben. Eines nach dem andern schlich sich unter irgend einem Vorwande zur Thüre hinaus, kam lange nicht wieder, setzte sich aber hierauf ganz vergnügt an seine Arbeit.

Indessen verging fast der ganze Vormittag, und Frau von K o l h a g e n kam nicht zurück. Schon hatte die Glocke elf geschlagen; wo mochte sie bleiben? Endlich pochte Jemand an der äußern Thür. B a r b a r a glaubte, es sey die gnädige Frau; sie lief hinaus, allein sie war es nicht. Statt ihrer standen der ehrliche Schuster H o r n b e r g e r, seine Frau und der kleine P e t e r an der Thür. Sie verlangten die Dame zu sprechen und wurden von der Haushälterinn einstweilen in das Zimmer geführt, wo die Kinder eben mit Schreiben und Lernen beschäftigt waren. Sie wurden alle feuerroth, da sie diese herein treten sahen und erwiderten ganz steif ihren Gruß. Sie setzten sich in einen Kreis um den Tisch herum, an dem die Kinder arbeiteten, und der Haushälterinn war es auffallend, daß jeder von den Fremden sich besonders eines von den Kindern ausersuchen zu haben schien, auf das er vor allen Andern die Augen richtete, und von dem er wieder vor allen Uebrigen betrachtet wurde. Nicht lange, so bemerkte sie auch seltsame Winke und Zeichen, die sie sich einander machten, sobald sie glaubten, nicht beobachtet zu seyn. Je-

lix legte z. B. den Finger auf den Mund und winkte dem Hornberger mit den Augen, gleich als ob er ihm empfehlen wollte, zu schweigen. Hornberger aber zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, gleich als wollte er sagen: es ist mir leid, mein lieber junger Herr, allein es kann nicht seyn.

Endlich wurde wieder und stärker, als vorher, an die äußere Thüre gepocht. Dieses Mahl war es wirklich die Mutter. Sie wunderte sich über die zahlreiche Gesellschaft, die sie antraf, noch mehr aber über die Anrede dieser wackern Leute, die ihr die Hände küßten und ihren Dank für so viele Güte, die sie an ihnen bewiesen habe, auszudrücken suchten. »Wie werde ich jemahls meiner Wohlthäterinn eine so große Schuld bezahlen können,« sagte mit Thränen in den Augen der alte Schuster. — »Sie haben meinem Vater das Leben gerettet,« rief Peter.

»Laßt das gut seyn, ihr lieben Leute,« erwiederte Frau von K o l h a g e n, »es lohnt ja der Mühe nicht. Wie könnt Ihr denn aber jetzt schon wissen, was ich für Euch gethan habe?«

Hier machte die Hornbergerinn den Andern ein Zeichen, sie reden zu lassen. »Gnädige Frau,« sagte sie, »schon diesen Morgen hat mir Ihr liebenswürdiges Fräulein die acht Gulden zugestellt, die sie mir schickten, die Sachen dieses ehrlichen Mannes bey seinem Hausherrn einzulösen. Da war nun mein erster Gedanke, ohne Jemand etwas zu sagen, hinzugehen, den harten Mann zu bezahlen, und mir alles, was er

noch von Meister List in Händen hat, heraus geben zu lassen. Da ich aber von Peter hörte, daß er von ihrem jüngsten Herrn Sohn acht Gulden zu eben diesem Gebrauch erhalten habe, so sprach ich mit meinem Manne davon. Ich wußte aber nicht mehr, was ich denken sollte, als mein Mann mir sagte, dieser junge Herr (sie zeigte auf Felix) habe ihn bey Seite gerufen und ihm zehn Gulden zu eben diesem Zwecke eingehändigt. Noch größer wurde mein Erstaunen, da auch Meister List kam und uns mit großer Freude zwölf Gulden zeigte, die ihm Ihr ältester Herr Sohn im Nahmen seiner Frau Mutter zugestellt hatte, sein Handwerkszeug und sein Bett einzulösen. Dieß alles schien uns höchst sonderbar. Es wurde daher beschlossen, keinen Schritt weiter zu thun, ehe wir die gnädige Frau selbst gesprochen hätten, um zu hören, was es mit diesen Geschenken für eine Bewandniß habe.«

»Daran habt Ihr sehr wohl gethan, meine Freunde,« erwiderte die Dame. »Das Geld ist nicht von mir und ich weiß auch nichts davon. Vermuthlich haben sich meine Kinder, jedes für sich, das Vergnügen machen wollen, dem wackern Meister List, dessen Unglück sie mit großer Theilnahme erfahren haben, von ihrem Ersparten eine kleine Unterstützung in meinem Nahmen zu geben.«

»Auch ich, meine achtungswerthe Frau Nachbarinn,« fuhr sie gegen Marianne fort, »auch ich hatte mir, als ich von Ihrer edlen That hör-

te, vorgenommen, den harten Gläubiger zu bezahlen. Nun bedachte ich aber, daß es besser wäre, ihm, zur Strafe seiner Habsucht, das alte Zeug, das er als Pfand zurück behalten, zu lassen, und dafür dem wackern Meister auf eine andere Art zu helfen. Ich ging daher zu meinem Tapezier, wählte für ihn neues Hausgeräth und gab meinem Schuster den Auftrag, ihm für meine Rechnung ein ganz neues, vollständiges Handwerkszeug zu besorgen. Unten vorm Hause ist schon alles auf einem kleinen Wagen angekommen, Meister L ist darf es nur in Empfang nehmen.«

Hier begannen neue Danksaugungen, von Thränen der Rührung begleitet. Mit zitternden Händen ergriff der überglückliche Mann die Hand seiner Wohlthäterinn und drückte sie an seine Lippen.

Sie wollten nun den Kindern ihr Geld zurück geben, da schon die Mutter selbst auf eine so edle Art geholfen hatte; aber von keinem wurde es angenommen. »Behaltet alles,« sprach Frau von Kolhagen; »das Werkzeug allein ist nicht genug, ein Schuster muß auch Leder haben. Wenden Sie es dazu an, mein lieber Meister, und der Himmel schenke Ihnen seinen Segen.«

Die edle Frau ließ ihm nicht Zeit, zu danken. Sie ermahnte ihn, mit seinen Freunden hinab zu gehen und den Wagen abladen zu helfen, damit nichts beschädigt werden möchte.

Nun denke man sich das Erstaunen und die Freude des guten Mannes, als er sah, was für

ihn angekommen war. Erst ein großer Sack voll auserlesenes Handwerkszeug, dann ein nicht neues, aber doch gutes Bett, drey Stühle, ein Tisch, eine hübsche Commode mit drey Schubladen voll Weißzeug für Vater und Sohn und das nöthigste Tisch- und Küchengeschirr. Alles war mehr haltbar, als zierlich ausgewählt; eben deswegen war es um so mehr nach dem Wunsche des Mannes.

Der brave Hornberger und sein Weib freuten sich so sehr, als er selbst, über das reiche Geschenk, und auch nicht ein Funke von Neid glimmte in ihrer Seele.

Als alles hinauf gebracht war, erschienen sie nochmahls vor der Thüre der menschenfreundlichen Dame, um ihr und den Kindern ihren Dank zu wiederholen und ihre Großmuth zu preisen. Sie aber sprach: »Laßt es gut seyn, ehrliche Leute, denn im Grunde habe ich weit weniger gethan, als der wackere Hornberger und seine brave Frau. Sie waren bereit, aus reiner Menschenliebe für ihren Nachbar die einzigen zwey Gulden, die sie in ihrem Vermögen hatten, herzugeben; sie legten, wie die Witwe im Evangelium, ihr letztes Schärflein in den Gotteskasten, sie nahmen sich nicht nur des Vaters, sondern auch des Kindes an; dieß alles that ich nicht; darum, lieber Meister List, gebührt nicht mir und meinen Kindern, sondern diesen höchst achtbaren Leuten der größte und wärmste Dank.«

Schon während sie noch unten am Hause beschäftigt waren, drückte Frau von Kolhagen

ihre Kinder, eines nach dem andern, gerührt an ihr Herz, bezeugte ihnen ihre Freude über die Art, wie sie sich des armen Mannes angenommen hatten, und lobte die Selbstverläugnung, mit der sie dabey zu Werke gegangen waren. Nicht in ihrem eigenen, sondern in der Mutter Mahmen hatten sie gegeben, also ohne Eitelkeit, ohne sich ein besonderes Verdienst damit erwerben zu wollen. Auch hatten sie ihre Geschenke dem armen Schuster auf eine solche Weise gemacht, daß sie für ihn nicht drückend wurden. Durch die Art, wie man gibt, kann der Werth eines Gesenktes um das Doppelte erhöht, aber auch ganz vernichtet werden. Wer wird z. B. einem Menschen, der mit Unwillen gibt, oder seine kleine Gabe mit einer langen Ermahnung begleitet, aufrichtig dafür danken können? Ein Wort des Mitleids, des Trostes, der Ermunterung verwandelt dagegen Silber in Gold.

Der arme Schuster hatte in der Tiefe seines Elendes den Glauben an Gott nie fahren lassen. Wie schön, wie ganz über seine Erwartung sah er sich jetzt dafür belohnt!

Mein Glaube lebt, Gott kann mich nie verlassen,
Wenn auch der Hoffnung letzter Anker bricht,
Und wenn die schönsten Freuden mir erblaffen,
Ich zage nicht.

Und geh' ich oft schon über düstre Pfade,
Und strahlt in meiner Lebensnacht kein Licht,
Mich führt die Hand der Vorsicht und der Gnade,
Ich zage nicht.

Hedwig und Zulchen.

Hedwig und Zulchen waren zwey junge Freundinnen, ungefähr von gleichem Alter. Beyde gingen in dieselbe Schule; sie hatten aber bey weitem nicht dieselben Fähigkeiten. Hedwig lernte ungemein leicht. Wenn sie ein Gedicht oder einen Spruch aus der Bibel, oder sonst eine Aufgabe zwey oder drey Mahl überlesen hatte, so wußte sie dieselbe auswendig. Sie schrieb eine schöne, deutliche Hand, und machte, wenn sie recht aufmerksam seyn wollte, nur wenig Fehler in den Briefen, die ihr der Lehrer dictirte. Dabey nähte und strickte sie mit großer Fertigkeit, und sang und tanzte ganz allerliebste. Sie war aber bey so vielen guten Anlagen unbeschreiblich leichtsinnig und unaufmerksam. Was sie heute lernte, das hatte sie morgen schon wieder vergessen; was ihr in der einen Stunde gesagt wurde, daran dachte sie schon in der nächsten Stunde nicht mehr. Leider gibt es dergleichen Kinder gar viele; sie lassen sich eine Sache zehn Mahl wiederholen, und merken sie doch nicht. So war auch Hedwig. Selten nahm sie ihre Gedanken recht zusammen, darum machte sie bey allen ihren guten Anlagen wenig Fortschritte, und vergaß oft mehr, als sie lernte.

Ganz anders war Zulchen. Das arme Mädchen hatte keinen so guten Kopf; alles, was sie zu lernen hatte, wurde ihr ungemein schwer, aber sie hatte einen unermüdeten Fleiß und den

besten Willen. Oft saß sie Stunden lang über einem Gedichte, das Hedwig in einigen Minuten auswendig lernte; wenn sie es aber einmahl im Kopfe hatte, dann vergaß sie es auch nicht wieder. Wie oft beneidete sie nicht die glückliche Hedwig, die alles so leicht behielt, und wie fürchtete sie sich vor der Schulprüfung, weil sie besorgte, verdunkelt und beschämt zu werden.

Endlich kam der wichtige Tag. Hedwig freute sich darauf, denn schon vor vierzehn Tagen hatte sie alles, worüber sie geprüft werden sollte, auf ein Haar gewußt. Sie war ihrer Sache so gewiß, daß sie sich nicht einmahl die Mühe gab, den Tag vorher die Bücher anzusehen, und der ganze Morgen wurde mit ihrem Puzze zugebracht.

Die Stunde schlug und die beyden Freundinnen gingen nun mit einander in die Schule, aber mit ganz verschiedenen Empfindungen. Zulehen voll Herzensangst, Hedwig voll Zuversicht und Hoffnung.

Hedwig wurde zuerst aufgerufen. Sie erhob sich von ihrem Sitze und schaute dreist umher, ob auch recht viele Zeugen ihrer Ehre zugegen seyen? Leider waren es mehr, als für sie zu wünschen war. Sie wurde über Religion, Geschichte, Geographie befragt. Manche ihrer Antworten waren ganz richtig und gut; manche andere aber so ganz verkehrt, daß die Zuhörer bald lachten, bald die Achsel zuckten. So sagte sie z. B. der Rhein ergieße sich in die Ostsee und Dresden sey die Hauptstadt des Königreichs

Bayern. In ihren schriftlichen Aufsätzen war mancher Gedanke recht gut ausgedrückt; dann kamen aber wieder dazwischen so verworrene Stellen, daß Niemand einen vernünftigen Sinn heraus bringen konnte. Eben so ungleich waren ihre Zeichnungen, ihre Stickereyen und andere Arbeiten.

Als am Ende die Preise vertheilt wurden, fand sich's, daß Hedwig auch keinen der geringsten verdient hatte.

Nun wurde Zulchen aufgerufen. Zitternd stand sie auf und antwortete schüchtern mit niedergeschlagenen Augen und klopfendem Herzen. Ihre Bescheidenheit nahm für sie ein, und machte die Zuhörer geneigt, sie mit Nachsicht zu beurtheilen. Sie hatte es nöthig, denn auch ihre Antworten waren nicht alle richtig, doch im Ganzen viel besser, als die Hedwigs, und ihre Arbeiten schienen nicht so ungleich, als die ihrer Freundin. Darum erhielt sie doch wenigstens einen der letzten Preise. Dieß war mehr, als sie erwartete. Sie brachte ihn, außer sich vor Freude, nach Hause, und lernte von jetzt an mit doppeltem Eifer. So ersetzte sie durch Fleiß, was ihr an Talent abging.

Hedwig hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Sie ließ sich aber diese Demüthigung zur Warnung dienen, suchte ihr flüchtiges Wesen abzulegen, lernte mit mehr Nachdenken, wiederholte öfter, was sie gelernt hatte, und erlangte so eine Menge schöner Kenntnisse, wodurch sie sich die Achtung der Menschen erwarb.

Jedermann ehrte sie als eines der verständigsten und gebildetsten Mädchen.

K i n d e s t r e u e .

In einer preussischen Stadt lebte kümmerlich genug, aber zufrieden und froh, ein alter Gärtner mit seiner Sara, von dem Ertrag eines kleinen Gärtchens, das er baute, und von seiner Hände Arbeit. Er mochte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen seyn; seine freundlichen Augen, seine rothen Wangen, sein lächelnder Mund ließen es vermuthen. An seiner alten Lebensgefährtinn sah man keine Spuren von Schönheit mehr; man glaubte dagegen in ihren funkelnden Augen und ihrer finstern Miene etwas Rauhes und Mürrisches zu entdecken; allein sie war nicht so schlumm, als sie aussah, besaß vielen gesunden Verstand und pflegte treulich ihren fleißigen Albrecht. Immer fander, wenn er Mittags und Abends von der Arbeit nach Hause kam, einige gut zubereitete Gerichte und in der kalten Jahreszeit ein warmes Stübchen. Sara wußte alles so gut einzurichten und einzutheilen, daß sein geringer Verdienst zu allen ihren kleinen Ausgaben hinreichte.

So lange die beyden alten Leute gesund blieben, ging alles gut; allein unerwartet kam es anders. Albrecht verrenkte sich bey dem Umbauen eines Baumes den rechten Arm; er konnte von nun an den Spaten nicht mehr führen und

kein Gärtnergeschäft mehr ordentlich besorgen. So verlor er alle seine Arbeit, und ihm blieb nichts als die Benutzung seines eigenen Gärtchens, das er mit der linken Hand umgraben und bepflanzen lernte. Seine Frau härmte sich mehr über dieses Unglück als er selbst. Sie glaubte in ihrem hohen Alter ihr Brot noch vor den Thüren Anderer suchen zu müssen, und nahm sich dieß so sehr zu Herzen, daß sie bald darauf vor Gram starb.

Der arme Albrecht war jetzt noch schlimmer daran als vorher, denn wer sollte sich nunmehr seiner annehmen, wer ihn nähren und pflegen in seinem hohen Alter? Zwar hatte er einen Sohn und zwey Töchter; allein der Sohn war Brauerknecht und konnte nichts für ihn thun; die ältere Tochter, an einen Weber verheirathet, hatte fünf Kinder, und war fast noch ärmer als der Vater. Die zweyte Tochter diente als Magd in einem Landstädtchen und besaß nichts als ihren Lohn und etwas Wäsche und Kleider. Sie allein war jedoch im Stande, sich des verlassenen Vaters anzunehmen, und sobald sie hörte, daß die Mutter gestorben sey, war sie auch entschlossen zu Ihm zu ziehen und ihn nicht mehr zu verlassen bis an sein Ende, welchen schönen Vorsatz sie auch so gleich ausführte.

Im Anfang hielt es etwas schwer, sich fortzubringen, denn man kannte sie noch nicht, und so hatte sie keine Gelegenheit, sich etwas zu verdienen. Das wenige bare Geld, daß sie mitgebracht hatte, war daher bald zusezt, und mit schwerem Herzen sah sie voraus, daß sie ihre

Wäsche und Kleider werde veräußern müssen. Sie ging indessen in der ganzen Nachbarschaft herum, stellte die Noth ihres armen Vaters, ihre Sorge um ihn, ihre Verlegenheit vor, und bath um Arbeit. Ihre Bemühung war nicht vergeblich. Man nahm Antheil an dem Schicksale ihres unglücklichen Vaters und versprach ihr Beschäftigung. Einige gutherzige Frauen machten sich verbindlich, dem wackern Manne einige Mahl in der Woche eine kräftige Suppe von ihrem Tische zu schicken — und so ließ sich alles gut an.

Maria wurde nun bald in dieses, bald in jenes Haus zu mancherley Arbeiten gerufen. Man nahm sie zum Waschen, zum Plätten, zum Rollen der Wäsche; man ließ das Holz von ihr tragen, die Zimmer ausfegen, die dringendsten Gänge verrichten. Maria arbeitete unermüdet, und je mehr man ihren Fleiß, ihre Ehrlichkeit, ihre Brauchbarkeit kennen lernte, desto mehr Arbeit bekam sie. Alles, was sie verdiente, wurde für ihren redlichen Vater angewendet, der nun die besten und ruhigsten Tage verlebte. Des Morgens fand er bey seinem Erwachen schon ein gutes Frühstück in Bereitschaft. Ging Maria auf die Arbeit, so kochte er sich selbst sein Mittagessen; sie schaffte aber vorher alles herbey, was er dazu bedurfte. Eben so war es mit dem Abendessen. Kam ein Tag, an welchem die fleißige Tochter zu keiner Arbeit bestellt war, so ging sie hinaus in den Wald, um eine Tracht Holz für ihre Küche oder zum Vorrath für den Winter zu holen. Blieben ihr nur einige Stunden übrig, so verwendete

sie diese zum Reinigen ihres Stübchens und jedes einzelnen Geräthes in demselben, oder zum Waschen und Ausbessern der Wäsche, denn sie sah sehr darauf, daß immer die größte Ordnung und Reinlichkeit in ihrer kleinen Wohnung herrschte. War sie in den langen Winterabenden zu Hause, so ließ sie das Mädchen schnurren, und verplauderte dabey dem alten Vater munter die Längeweile. Bisweilen kam auch noch ein alter Freund von ihm, oder eine junge Freundin von ihr dazu, denn vier Personen konnte das Stübchen doch fassen, obgleich eine große Bettstelle den größten Theil davon einnahm.

An den Sonntagen wurden sie auch bisweilen von ihrem Geistlichen besucht, der sich fleißig nach dem Leben seiner Pfarrkinder erkundigte. Wenn er nun den alten Mann fragte, wie er mit dem Betragen seiner Tochter zufrieden sey, und hörte, wie er sie lobte und segnete, und wie dabey Thränen der Freude und des Dankes an seinen Augenwimpern zitterten; dann wandte er sich auch zur Tochter und sprach: »Wohl Euch, Maria, daß ich so Eure Kindestreue rühmen höre; wahrlich, der Herr wird so viel thätige Liebe gegen Euren Vater nicht unbelohnt lassen; des Vaters Segen, sagt die Schrift, bauet den Kindern Häuser, und geschieht dieß auch nicht immer schon in dieser Welt, so geschieht es doch um desto gewisser in jenem Lande des Friedens, wo der Guten so viele Wohnungen warten.« »Ach,« erwiederte Maria, »ich verlange keine andere Belohnung, als meinen guten Va-

ter noch recht lange pflegen zu können. Ohnehin thue ich ja nichts an ihm, was nicht er und die Mutter schon lange vorher an mir gethan haben.« »Ihr handelt,« erwiederte der Geistliche, »an Eurem Vater, wie fromme und gute Kinder handeln sollen. Wer den Herrn fürchtet, der ehrt auch den Vater und dienet seinen Aeltern, und hält sie für seine Herren. Ehret Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über euch komme. Den Vater ehren, ist eure eigene Ehre; die Mutter verachten, ist eure eigene Schande.«

Ja wohl war Mariens Verehrung für ihren Vater ihre eigene Ehre und ihre beste Empfehlung! Je bekannter es wurde, wie gut sie ihm begegnete, desto lieber gab man ihr Arbeit, und desto reichlicher belohnte man sie.

In ihrer Nachbarschaft wohnte ein Schuster, der oft Gelegenheit hatte, das Mädchen zu sehen, wenn sie an seinem Fenster vorüber ging. Nicht minder oft hörte er von ihr reden, und zwar allenthalben mit großem Lobe. Diesem Manne war im vergangenen Jahre seine Frau gestorben und hatte ihm ein Töchterchen hinterlassen. Um dem Kinde eine Mutter zu geben, war er entschlossen, sich wieder zu verheirathen. Er warf seine Augen auf Marien. »Eine Tochter,« sagte er bey sich selbst, »die sich so treulich und liebevoll ihres alten Vaters annimmt, wird auch ihren Kindern eine gute Mutter und ihrem Manne eine treue, sorgfältige Gattinn seyn.«

Er wagte es nun mehrmahls, sie anzure-

den und eröffnete ihr endlich sein Herz. Maria antwortete, sie könne sich nicht von ihrem Vater trennen. »Ey, das verlange ich ja nicht,« erwiederte freundlich der Freyer. »Wir heirathen den alten Papa mit. Siehst du dort das Haus,« fuhr er gerührt fort, indem er ihr die Hand drückte und auf sein Haus zeigte, »siehst du jenes Haus, das dir des Vaters Segen erbauet hat? da wird sich doch wohl auch ein Stübchen für ihn finden, und an meinem Tische ist Platz genug für uns Alle.«

Maria bath sich einige Tage Bedenkzeit aus. Sie sprach mit dem Vater über den Antrag des Nachbars. Der Vater billigte ihn, und so wurde Maria die glückliche Gattinn eines achtbaren Mannes. Sichtbarer Segen ruhte über der ganzen Familie, und Alle, die sie kannten, nahmen Theil an ihrem Wohl.

Die arme Frau.

In einem sächsischen Dorfe wohnte eine arme Frau, die Wäscher's-Kätche genannt, weil sie sich mit Waschen, Plätten, Bleichen und andern solchen Arbeiten ihr Brot zu verdienen suchte. Sonst lebte sie in gutem Wohlstande; durch Krankheiten und den Tod ihres Mannes war sie aber tief herab gekommen, und jetzt in ihrem Alter mußte sie bitterm Mangel leiden, so oft es ihr an Arbeit fehlte. Im Sommer, wo viel adelige Herrschaften sich auf dem Lande auf-

hielten, ging Alles gut; sie wanderte dann von einem Landsitze zum andern und fand überall zu thun, denn allenthalben wurde sie wegen ihres Fleißes und ihrer Ehrlichkeit gern gebraucht. Im Winter aber, wo alle Familien wieder in die Stadt zurück kehrten, war es desto schlimmer. Doch dachte sie in den guten Tagen immer an die bösen, und legte von ihrem Verdienste so viel als möglich zurück.

Von dem Ersparten kaufte sie sich gleich zu Anfang des Sommers eine schöne Henne, legte ihr Eyer unter und ließ sie brüten. Sie schaffte sich auch eine Ziege an, und machte sich von ihrer Milch Suppe und Käse. Das muntere Thier lief ihr überall nach, wenn sie auf das Feld ging, und zu Hause nahm sie das Futter aus ihrer Hand. Die Ziege war nun trüchtig und sollte bald Junge bekommen. Darüber hatte die gute K ä t h e eine große Freude, und berechnete schon, daß sie von dem Ertrage für die jungen Ziegen und Hühner, wenn sie selbige verkaufte, wohl gar ein junges Schwein im Spätjahr bezahlen könnte. Im Winter wollte sie es dann mästen und verkaufen, und wieder anderes Vieh sich anschaffen und Gewinn davon haben.

Allein neues Unglück verfolgte die arme Frau. Der Marder kam in ihren Hühnerstall und erwürgte in einer Nacht die Henne mit allen ihren Jungen. Zwey Tage darauf ging auch die Ziege verloren; sie sollte ihr Junges zur Welt bringen, und büßte dabey das Leben ein.

Die arme K ä t h e war außer sich über

diese Unfälle; und die Erinnerung an ihr früheres Unglück, die sich dazu gesellte, brachte sie fast zur Verzweiflung. In ihrem Schmerz schien sie gänzlich Gott zu vergessen; sie schrie laut auf, zerkratzte sich das Gesicht und raufte sich die Haare aus. Umsonst waren die Nachbarn und Nachbarinnen bemüht, sie zu trösten; sie gab keinem Troste Gehör und weinte bitterlich.

In diesem Augenblicke kam ein Bedienter vom Schlosse, sie zu einer großen Wäsche und andern Arbeiten zu bestellen. »Ach,« rief sie, »was hilft mir all mein Arbeiten; je mehr ich mich plage und abmühe, desto weniger habe ich. Da seh er nur mein neues Unglück, lieber Musje Johann, meine schöne Henne, ihre neun Jungen, meine Ziege mit ihrem Zickchen, Alles ist hin; in einem einzigen Tage verliere ich, was ich mir den ganzen Sommer über mit so saurer Mühe erspart habe. Ach wäre ich doch schon lange nicht mehr auf dieser Welt, wo ich nichts als Jammer erlebt habe!«

Der Bediente bedauerte sie, und ließ sie noch eine Zeit lang ihren Schmerz ausweinen. Dann stellte er ihr aber vor, daß mit Thränen, mit Händeringen und Haarausraufen nichts gewonnen wird, und nur durch neues, anhaltendes Arbeiten ein solcher Verlust ersetzt werden kann. »Vergesst Gott nicht,« fuhr er fort, »liebe Käthe; denn Gott kann geben und nehmen; wollt Ihr aber, daß der Himmel Euch helfe, so sucht Euch zuerst selbst zu helfen, denn Müßiggänger überläßt er ihrem Schicksale.«

»Ach,« seufzte Käthe, »ich war nie eine Müßiggängerinn, und ich will es auch jetzt nicht seyn. Auch das Vertrauen zu Gott will ich nicht verlieren; nur muß ich mich vorher ein wenig fassen. Sag' er nur indeß zu Hause, ich würde nachkommen.«

Die Arme weinte noch eine Zeit lang fort, begrub ihre Ziege in das Hausgärtchen und ging traurig in das Schloß, wo sie den Mägden unter neuen Thränen ihr Unglück erzählte. Sie wußte während der ganzen Wäsche von nichts Anderem zu sprechen, und sie redete so viel davon, und kam immer auf's Neue so außer sich dabei, daß sogar E d u r d, der neunjährige Sohn vom Hause, der in der Nähe des Waschhauses spielte, aufmerksam wurde, ihrer Erzählung zuhörte und allerley Fragen an sie that.

Das arme Weib dauerte ihn. Er lief in aller Eile hinauf zu seiner Mutter und sagte ihr, was er gehört hatte, und wie die arme Käthe jammere und weine und sich gar nicht zufrieden geben könne. »Ach,« seufzte er endlich, sich die Stirn reibend, »wenn ich ein reicher Mann wäre, ich wüßte schon, was ich thäte.«

»Und was thätest du denn?« fragte die Mutter.

»Was ich thäte? Ich würde der armen Käthe andere Hühner und eine andere trachtige Ziege kaufen.«

»Das würdest du thun,« sagte der Vater, der eben einen Brief schrieb und hier aufstand. »Wenn das dein Ernst ist, so brauchst du eben

kein reicher Mann zu seyn. Aber lieber Sohn, wo wolltest du, wenn du auch Geld hättest, eine trächtige Ziege hernehmen? Doch weißt du was? Die alte Käthe wollte sich im Spätjahr ein junges Schwein kaufen und es mästen. Ich schenke dir eines; mache damit, was du willst. Auch ein Paar junge Ziegen sollst du haben.« — »Und von mir,« sagte die Mutter, »sollst du meine Gluckhenne mit ihren dreyzehn Hühnchen bekommen.«

»Ach, bester Vater! ach, gute Mutter!« rief Edward, und küßte bald dem Einen, bald der Andern die Hand und tanzte vor Vergnügen in dem Zimmer herum, »wie soll ich Ihnen genug danken. Was wird die alte Käthe für eine Freude haben, wenn sie auf einmahl wieder so reich ist!«

»Sie ist eine sehr ehrliche und wackere Frau,« sagte die Mutter, »die wohl verdient, daß man sich ihrer annimmt. Auch du, mein Edward, verdienst, daß wir deinem guten Herzen diese Freude machen. Geh also hin und verkünde der armen Käthe, wie der Verlust ihr ersetzt werden soll.«

»Ach nein,« entgegnete Edward, »so habe ich's nicht gemeint; wir müssen ihr die Thiere nicht so geradehin geben, sondern sie ein wenig damit überraschen, damit ihr Vergnügen desto größer sey. Indes sie hier bey der Wäsche hilft, könnten wir ihr ja alles nach Hause schicken, und wenn sie dann selbst käme und an nichts dächte

— o dann möchte ich ihr Erstaunen mit ansehen. Ach lieber Vater, lassen sie mir diese Freude!«

»Recht gern,« erwiderte Herr von Falkenberg, so hieß der Vater. »Es fehlt uns nur noch an Ziegen, die wir nicht selbst haben; es wird ja aber wohl im Dorfe ein Pärchen aufzutreiben seyn. Johann wird das besorgen.«

Die Glocke wurde gezogen und Johann trat herein. Es wurde ihm der ganze Plan mitgetheilt, und er freute sich so sehr auf die Ausföhrung, als Eduard. Herr von Falkenberg gab ihm den Auftrag, ein Paar hübsche Ziegen im Dorfe aufzutreiben, und in einem Nu war er fort. — Schon nach einer halben Stunde stand er wieder da. Er hatte zwey allerliebste muntere Thierchen gekauft, sie aber noch stehen lassen, damit Käthe sie nicht zu Gesicht bekommen möchte.

Ungefäumt wurde jetzt, während die Wäscherinn im Waschhause beschäftigt war, die alte Henne mit allen ihren Jungen in einen Korb gepackt und wohlverwahrt in Käthens Hof gebracht. Auch das junge Schwein und die zwey jungen Ziegen kamen an ihren Ort. Johann besorgte das alles ganz unbemerkt und Eduard leistete ihm dabey hilfreiche Hand.

Mit großer Ungeduld erwartete jetzt der kleine Mann die zwölfte Stunde, wo Käthe nach Hause zu gehen und sich ihre Mittagsuppe zu kochen pflegte. Endlich schlug sie, und die Alte verließ, noch immer betrübt, das Waschhaus. Eduard und Johann aber schlichen

ihr nach und verbargen sich hinter einer Hecke, womit der Hof auf der einen Seite umgeben war, und lauschten.

Lange warteten sie vergeblich. Käthe dachte an nichts, machte Feuer in der Küche an, setzte Wasser zu und schnitt traurig das Brot zu ihrer Suppe ein. Als sie fertig war, schüttelte sie das Tuch, auf dem die Schüssel stand, mit den Brosamen, die darauf lagen, vor der Hofthür aus, und rief dabey, wie sie es sonst gewohnt war, ganz maschinenmäßig: Butt, Butt, Butt! Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so rannte, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, die Gluckhenne mit ihren dreyzehn Hühnchen gackernd hinter einem Holzstoß hervor und lockte die Kleinen, an dem Schmause Theil zu nehmen.

Käthe dachte, das Thier müsse sich verirrt haben, und durch die Hecke herein geschlüpft seyn; darum sah sie sich um, ob nicht irgendwo ein Loch sey. Indem sie nun an dem Stalle vorbeiging, hörte sie junge Ziegen darin meckern. Sie blieb stehen, ungewiß, ob sie recht gehört habe; allein, das Meckern wurde wiederholt, und nun konnte sie nicht länger zweifeln. Hastig riß sie die Stallthür auf, und siehe da, es hüpfen zwey kleine, muntere Ziegen heraus, die vor ihren Augen die drolligsten Sprünge machten und Futter zu begehren schienen.

»Wie in aller Welt seyd ihr niedlichen Thierchen denn in meinen Stall gekommen,« rief sie aus; »wer hat euch denn hier eingeschlossen?« Die

Ziegen guckten sie an und sprangen meckernd um sie her.

Käthe wollte sie an sich locken, hörte aber in demselben Augenblicke in ihrer Nähe ein junges Schwein grunzen.

»Schon wieder etwas Neues,« sagte sie, und lief nach dem Schweinstalle. Der junge Bewohner des Stalles streckte eben seinen Rüssel zum Futtertrog heraus. Es war ein schönes, starkes, schon ziemlich großes Thier, das wohl drey Thaler werth seyn mochte.

Jetzt wußte die gute Alte nicht mehr, was sie denken sollte. »Ist es denn vielleicht gar ein Engel,« rief sie, die Hände zusammen schlagend, »der mir meinen Verlust ersetzen und mich in meinem Unglück trösten will!«

»Hier ist der Engel,« sagte jetzt Johann, und hob Edward über die Hecke; »hier steht er; ihm habt Ihr Alles zu verdanken. Er hat Mitleid mit Euerm Unglück gehabt, und hat es seinen Aeltern vorgestellt; er war es, der diese Ueberaschung erfunden und ausgeführt hat. Ihr habt nun mehr als zuvor, und werdet jetzt überzeugt seyn, daß Gott nur denen hilft, die sich selbst zu helfen suchen.«

Käthe ließ dem wackern Johann kaum Zeit, dieß alles nach einander zu sagen. Gleich bey den ersten Worten hatte sie Edwards Hand ergriffen; sie drückte sie ihm, laut weinend, vor Freude und Dank. Lange konnte sie keine Worte finden; als sie sich aber wieder gefaßt hatte, war sie unerschöpflich in Edwards Lob und in

dem Ausdruck ihrer Erkenntlichkeit. Sie nahm sich nicht Zeit zu essen, sondern lief, so sehr sie konnte, in das Schloß zurück, um dort ihr Glück zu erzählen und auch E d u a r d s würdigen Aeltern ihren Dank zu bringen.

Der Hühnerstall wurde nun jede Nacht so sorgfältig verschlossen, daß kein Marder mehr eindringen konnte. Die zwey Ziegen wuchsen heran und gaben ihr doppelt so viel Milch und Käse, als sie vorher hatte, und aus dem Schwein löste sie um Weihnachten ein hübsches Sümmchen, das sie sehr gut anzuwenden wußte.

Jetzt hatte sie nicht mehr Ursache, sich den Tod zu wünschen, im Gegentheil, sie lebte froh und vergnügt, wie einst in ihren glücklichen Tagen.

Nur den Muth nicht sinken lassen!
 Eile Gott nur zu umfassen,
 Wenn dich Noth und Armuth drückt!
 Gott kann jedem Mangel wehren,
 Jegliches Gebeth erhören,
 Auch den Allerärmsten nähren,
 Auch den Kleinen Borrath mehren:
 Gott zerschlägt und Gott erquicket.

D e r P u d e l.

In einer großen Stadt wohnte, nicht weit von dem prächtigen Baumgärtnerischen Hause, ein armer Schuhlicker, Namens P e t e r. Dieser Mann hatte einen hübschen schwarzen Pudel, der aber den ganzen Tag auf der Straße im

Kothe lag, und beständig mit Schmutz bedeckt war. Er mußte bey seinem Herrn, der selbst nichts hatte, fortwährend Hunger leiden, und meist mit den Knochen und harten Brotrinden, die auf die Straße geworfen wurden, fürlieb nehmen. Sein Nahme war Kartusch. Er hatte lange Ohren, ein schönes lockiges Haar, einen hübschen Wuchs und ein scharfes Auge. Wenn er besser gefüttert und reinlicher gehalten worden wäre, so wäre er in seiner Art ein sehr schöner Hund gewesen. Er wußte aber gar nichts von seiner Schönheit, war auch nicht im mindesten eitel, sondern ging ganz anspruchslos seinem Stückchen Brot nach, und kam so, oft ganz unvermuthet, bald zu Bratenknochen bald zu Schlägen.

Einst blieb er vor dem Hause der Frau von Baumgärtner stehen, und sah bittend zum Fenster hinauf, wo die kleine achtjährige Emma Kuchen aß. Er wedelte so freundlich mit dem Schwanze, und leckte so oft mit der Zunge, daß er bald von ihr verstanden wurde. Das Mädchen warf ihm ein Stück von ihrem Kuchen zu. Er fing es sehr geschickt mit dem Maule auf, und in einem Nu war es verschluckt. Dieß gefiel dem Fräulein. Sie warf ihm noch ein Stück und dann noch ein Stück hinab, und nicht ein einziges ließ er auf die Erde fallen. So bekam er nach und nach den ganzen Kuchen, und Emma lief vergnügt in das Nebenzimmer, und erzählte der Mutter, was sie gethan und wie geschickt

der Pudel ihren Kuchen Stück für Stück mit der Schnauze aufgefangen habe.

Kartusch hatte sich das Haus und den Kuchen gar wohl gemerkt, denn so gute Bissen wurden ihm selten zu Theil. Am nächsten Tage, da Emma an das Fenster trat, stand er schon wieder da, wedelte mit dem Schwanz und bellte zu ihr hinauf. Das Fräulein verstand ihn sogleich. Sie lief in die Küche, ließ sich ein Stück Brot geben und warf es ihm hinab. Kartusch machte sich sogleich darüber her, legte sich hin, nahm es zwischen die Pfoten und schmauste es, zum großen Vergnügen seiner kleinen Wohlthäterinn, mit dem besten Appetit.

»Ach du armes Thier!« sagte Emma bey sich selbst; »es ist nur schwarzes trockenes Brot, nicht ein Mahl mit Butter, und doch schmeckt es dir so gut! du mußt gewiß bey deinem Herrn recht hungern, sonst wärst du auch nicht so mager. Sey aber nur getrost, ich will dich nicht Noth leiden lassen.«

Sie ging hinein zur Mutter und machte ihr eine ganz rührende Schilderung von dem Elende des armen Hundes, und bath sie, ihm doch alle Tage eine Schüssel voll Futter von dem Uebriggebliebenen in der Küche bey Seite stellen zu lassen.

»Es freut mich, meine liebe Emma,« sagte Frau von Baumgärtner, »daß Du ein so mitleidiges Herz hast. Auch Thiere sind Geschöpfe Gottes, wie wir, und verdienen, daß wir uns ihrer annehmen. Doch muß es immer

mit Vorsicht geschehen, daß wir nicht das Opfer unserer Gutherzigkeit werden. Ich kenne schon Deinen Kostgänger; er gehört dem alten Schuhflicker in der Nachbarschaft; wir dürfen ihn aber nicht in unser Haus gewöhnen, denn das schmutzige Thier, das den ganzen Tag im Kothe liegt, würde alle unsere Zimmer verunreinigen. Wir wollen ihn lieber von seinem eigenen Herrn besser füttern lassen.«

»Ach, wenn aber der Herr selbst nichts hat!«

»Darum müssen wir mit dem Herrn anfangen. Der Mensch muß ja doch dem Hunde vorgehen.«

»Der Schuster wird aber nicht mit übriggebliebenen Brocken fürlieb nehmen, und wenn er gute Speisen bekommt, so wird er sſte selbst essen und dem Pudel nichts davon geben. Ach Mutterchen, nur die abgeschälten Knochen und die übrigen Brocken Brot laß für den armen Hund aufbewahren.«

»Liebe Emma, glaube mir, es würde deinem Liebling übel gehen, wenn er in's Haus käme. Ganz gewiß würde er von dem Gesinde mehr Schläge und Fußtritte als gute Bissen bekommen. Gib also diesen Gedanken auf und locke mir den Hund auf keine Art in das Haus. Ich verbieth Dir es hiermit ausdrücklich, und ich hoffe, Deine Mutter werde Dir näher am Herzen liegen als der Pudel.

Die gute Frau ließ hierauf den Herrn des Thieres zu sich rufen. Sie kannte ihn noch nicht. Er war ein abgedankter Soldat, seines Handwerks

ein Schuhmacher, ein alter siebenzigjähriger Mann, der wenig mehr verdienen konnte, weil er halbbblind war. Er erzählte ihr viel von seinen Feldzügen und seinen Wunden, und aus allen seinen Reden ergab sich, daß er ein grundehrlicher Mann sey, der wohl eine Unterstützung verdiene. Frau von Baumgärtner versprach ihm daher täglich eine gute Portion Essen aus ihrer Küche und zwey Thaler jeden Monath, unter der Bedingung, daß er auch seinen Hund gut halten und nicht mehr sollte Noth leiden lassen, wie bisher. Sie that noch mehr, indem sie ihm einen abgelegten Ueberrock von ihrem Gemahl, Westen, einen Hut und andere Kleidungsstücke schickte, womit nun der glückliche Peter eine ganz stattliche Figur machte.

Der dankbare Alte wußte wohl, daß er dieses Glück seinem treuen, aber immer hungrigen Kartusch zu verdanken habe, darum hielt er ihn noch einmahl so gut als zuvor; allein die Pudel sind unersättlich, so lange sie jung sind. Darum kam denn auch Kartusch nach wie vor, so oft er sich von seinem Herrn wegstehlen konnte, vor Emma's Fenster, schaute unverwandt hinauf, wedelte mit dem Schwanz und winselte, sobald er das Fräulein erblickte.

Emma wußte wohl, was ihre Mutter an dem alten Schuhflicker gethan hatte, und freute sich herzlich, als sie den wackern Peter gut gekleidet und beköstiget sah; es schmerzte sie aber, daß der Hund noch immer so hungrig that, wie vorher und war fest überzeugt, er bekomme nicht

genug zu fressen. Sie lief geschwind in die Küche, holte ein Stück schwarzes Brot und warf ihm einen Brocken hinab. Der Hund verschlang ihn so begierig, wie vorher, und nun blieb ihr gar kein Zweifel mehr, daß das arme Thier noch immer Noth leiden müsse. Er bettelte noch mehr, aber in eben dem Augenblick, da sie ihm noch ein Stück zuwarf, goß Jemand dem armen Pudel, der erwartungsvoll die Nase in die Höhe hielt, einen vollen Kübel Lauge aus dem obern Stockwerk auf den Kopf. Schreyend lief er davon; auch Emma that einen lauten Schrey. Der arme Kartusch dauerte sie in die Seele. Ganz bleich und verstört kam sie in das Zimmer der Mutter; aber ihres Fehlers bewußt, hatte sie nicht Muth, derselben ihr Leidwesen zu entdecken. Zum ersten Mahl in ihrem Leben hatte sie, die ihrer Mutter sonst nie etwas verschwieg, ein Geheimniß vor ihr.

Den Tag darauf schlich sie wieder an das Fenster und sah sich nach ihrem schmutzigen Kostgänger um; er war aber nirgends zu sehen. »O der arme Schelm,« sagte sie bey sich selbst, »wenn er nur nicht von dem gestrigen Ueberguß krank geworden ist! Sie ging die Treppe hinunter, ließ sich die Thür öffnen und blickte die Gasse hinauf und hinab. Auf einmahl stand Kartusch vor ihr, wedelte mit dem Schwanze, leckte ihr die Hände und schien große Lust zu haben, an ihr hinaufzuspringen. Emma war so gerührt von der Dankbarkeit des armen Thieres, daß sie zum zweyten Mahle das Verboth der

Mutter vergaß, und den Hund in den Hof lockte. Sie lief in die Küche, und bath dringend die Köchinn, ihr einen Teller voll Futter für ihren lieben Pudel zusammen zu machen. Ehe aber ihr Wunsch erfüllt werden konnte, hörte sie den armen Kartusch erbärmlich schreyen. Es war ein unbarmherziger Bedienter, dem alle Hunde ein Gräuel waren, mit einem Stecken über ihn her und prügelte ihn zur Hausthür hinaus. Emma lief eiligst herbey und bath um Gnade für das arme Thier; allein es war schon zu spät; Kartusch hatte seine Schläge, und war, ehe das Fräulein an die Thür kam, in großer Eile zu Hause angelangt.

Ganz traurig und mit Thränen in den Augen ging sie wieder die Treppe hinauf, verschwieg aber alles, was vorgefallen war, sorgfältig vor der Mutter, und behielt ihren Gram auf dem Herzen.

Die Mama hatte ihr voraus gesagt, daß es so kommen würde; allein dieß war ein schlechter Trost für Emma. Entschlossen, ihren armen Pudel nicht zu verlassen und ihm für seine Schläge etwas zu Gute zu thun, schmeichelte sie der Köchinn ein Paar tüchtige Knochen ab, die noch voll Fleisch waren, wickelte sie in ein Papier, und warf sie ihrem Liebling, sobald er sich wieder vor dem Fenster sehen ließ, auf die Straße hinab. Aber ach, was geschah; ein anderer Hund, der in der Nähe war, wollte auch seinen Theil von der Mahlzeit haben, fuhr auf die Knochen los, und wollte sie dem Pudel ent-

reißen. Allein Kartusch war nicht von der Art, daß er sich etwas mit Gewalt wegnehmen ließ; er sprang auf, packte den ungebethenen Gast bey den Ohren und zerzauste ihn so weidlich, daß derselbe unter Heulen und Schreyen die Flucht nahm. Der Herr des Hundes, der den Kampf mit ansah, erzürnte sich aber über den streitfertigen Pudel, der seinen Spiß so übel zugerichtet hatte, und gab dem armen Kartusch einen so gewaltigen Tritt mit dem Fuß in die Seite, daß er schreyend drey Schritte weit in den Kinnstein kugelte, und nicht mehr aufstehen konnte.

Emma konnte sich nun nicht länger halten. Ueberzeugt, daß ihrem Liebling ein Bein oder eine Rippe sey zerbrochen worden, lief sie außer sich in das Zimmer der Mutter, und bath sie mit Thränen, sich des armen Kartusch, mit dem ein unbekannter Mann so grausam verfahren sey, doch anzunehmen. Sie verschwieg ihr aber, daß sie selbst die Veranlassung dazu gegeben habe.

Frau von Baumgärtner schickte sogleich einen Bedienten ab, sich des Hundes wegen zu erkundigen. Sie erfuhr nun alles, was vorgegangen war. Dem Fräulein wurde indessen gesagt, der Hund sey schon wieder zu Hause; der alte Peter verstehe sich selbst gut auf das Heilen gebrochener Beine; und er habe den Pudel sogleich verbunden und ihm ein gutes Lager von Heu gemacht, auf dem er jetzt liege.

Dies beruhigte ein wenig das ängstliche Mäd-

hen. Als aber der Bediente hinaus war, zog die Mutter das Gesicht in Falten und sprach zu ihr: »Emma, ich weiß alles, was du gethan hast; du bist mir ungehorsam gewesen und hast meiner Warnung nicht gefolgt. Ich bin älter und habe mehr Erfahrung als du. Hättest du mir geglaubt, so hättest du dir viel Verdruß und dem armen Kartusch viele Schläge und Schmerzen erspart. Ich hatte sonst an dir ein gutes und gehorsames, nun aber ein böses und widerspenstiges Kind. Ich sollte dich, nach dem, was du gethan hast, nicht mehr ansehen, doch will ich dir noch ein Mahl verzeihen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir ganz aufrichtig alles erzählst, was du seit dem Tage, da ich dir verbothen habe, den Hund anzulocken, gethan hast. Verschweigst du mir etwas, so sollst du es hart büßen, und ich stehe dir dafür, daß du dann den Pudel in deinem Leben nicht mehr zu sehen bekommen wirst.«

Die Mutter sprach das mit solchem Ernst und mit solcher Bestimmtheit, daß Emma ihr um den Hals fiel und versprach, alles zu bekennen. Dieß that sie auch und verschwieg ihr nicht den geringsten Umstand.

Eine so wahre Reue, verbunden mit solcher Offenherzigkeit, machte bey einer Mutter, wie Frau von Baumgärtner, alles wieder gut. Sie schloß ihre Tochter liebevoll in die Arme und gab ihr die Versicherung, daß sie für den Pudel sorgen wolle. »Zuerst aber höre, was ich für seinen Herrn zu thun gesonnen bin,« sprach

ſie.« Der arme Mann iſt beynahe blind, er kann nicht mehr arbeiten; wenn gute Menſchen ſich ſeiner nicht annehmen, ſo muß er in ſeinem Alter betteln, denn von den zwey Thalern, die ich ihm monatlich gebe, kann er nicht leben. Ich will ihm alſo eine freye Wohnung in einem Hauſe auf unſerm Landgute anweiſen, ihm eine Kuh, ein Schwein, Hühner und anderes Geflügel, auch ein Stück Land geben, auf dem er ſich ſein Korn und ſeine Kartoffeln bauen kann. Beym Pächter ſoll er freye Mittagskoſt haben; zu ſeinem Frühſtück aber wird ihm die Kuh Milch, zu ſeinem Abendbrot Butter und Käſe geben. Mit Eiern verſorgen ihn die Hühner, und aus dem Verkauf deſſen, was ihm übrig bleibt, ſo wie der jungen Schweine und Kälber, gewinnt er noch etwas Geld zu dem kleinen Gehalt, der ihm ſchon ausgeſetzt iſt. Wenn er nun genug für ſich hat, ſo wird er es gewiß auch ſeinem treuen Pudel an nichts fehlen laſſen.«

Emma küßte der Mutter mit einem tiefen Seufzer die Hand. Sie ſchien aber der Freygebigkeit des alten Peter noch immer nicht recht zu trauen.

Alles, was Frau von Baumgärtner beſchloſſen hatte, geſchah. Als die Wohnung eingerichtet war, nahm Peter Beſitz davon. Vorher kam er aber und dankte treuherzig ſeiner Wohlthäterinn. Gern hätte ihn Emma gefragt, wo denn ſein Pudel ſey, den er nicht bey ſich hatte; ſie ſchwieg aber, denn ſie wollte der

Mutter nicht merken lassen, daß sie immer noch an den Hund dachte.

Als aber der Alte fort war, fragte die Mutter mit großer Freundlichkeit: »Was wollen wir denn aber mit dem Pudel anfangen, denn ich muß dir nur sagen, daß sein Herr ihn zurück gelassen hat.«

Emma's Augen strahlten vor Freude. Sie küßte der Mutter die Hand, und suchte in ihren Augen selbst die Antwort zu lesen.

»Kartusch,« sagte Frau von Baumgärtner, »soll bey meiner Emma bleiben, und der Lohn ihrer Aufrichtigkeit und ihrer Reue seyn.«

Bei diesen Worten fiel das Mädchen der Mutter um den Hals und war außer sich vor Vergnügen.

Als nun die erste Freude sich ein wenig gelegt hatte, erzählte ihr die Mutter, daß Kartusch kein Bein gebrochen habe, sondern unten ganz frisch und gesund in die Küche einquartiert worden sey, die künftig sein Aufenthalt bleiben sollte. Emma erhielt zugleich die Erlaubniß, ihren schwarzen Liebling zu besuchen. In einigen Sprüngen war sie die Treppe hinab, und nun ergab sich eine frohe Scene zwischen dem Fräulein und dem Hunde, die einander an Liebkosungen zu übertreffen suchten.

Jetzt erst fingen des Pudels glückliche Tage an. Er hatte in seiner Küche so gute Kost, daß er in kurzer Zeit wie gemästet ausah. Er wurde gebadet, gekämmt, geschoren, vollkommen reinlich gehalten und mit einem zierlichen Halsbände

geschmückt, womit er sich fortan als der Hund eines vornehmen Herrn auszeichnete.

Kartusch wurde aber durch sein Glück nicht übermüthig. Einst, da ihn Frau von Baumgärtner mit sich auf das Land nahm und er seinen alten Herrn wiedersah, wurde er, fast toll vor Freude, sprang ihm heulend vor Vergnügen bis an die Brust hinauf, rannte bellend in einem Kreise um ihn herum, und fing so immer wieder auf's neue an. Lange wollte er sich gar nicht abwehren lassen. Als er endlich wieder ruhig war, streichelte ihn sein alter Herr und sprach zu ihm: »Guter Kartusch, du verdienst dein Glück, denn die guten Tage haben dich weder stolz noch undankbar gemacht.«

So oft Emma den Pudel ansah, erinnerte sie sich ihres Vergehens und faßte von neuem den Vorsatz, in allen Dingen dem Rath, ihrer guten Mutter zu gehorchen, sie als ihre beste Freundin zu betrachten, ihrem Beispiel zu folgen, kein Geheimniß vor ihr zu haben und durch ihr künftiges Betragen den sträflichen Ungehorsam, in den sie verfallen war, wieder gut zu machen.

Die strenge Mutter.

Albertine war die Tochter einer Offizierswitwe. Diese arme Frau hatte so wenig, daß sie sich keine Magd halten konnte und fast ganz von ihrer Hände Arbeit leben mußte. Sie war

geschickt und fleißig; man gab ihr daher gern etwas zu verdienen. Da sie aber selbst ihre Küche besorgen und alle Gänge verrichten mußte, so wurde viel Zeit versäumt, und sie konnte nur wenig erwerben. Auf solche Art mußte sie sich sehr kümmerlich behelfen, und durch ihre unglückliche Lage wurde sie ganz verstimmt und schwermüthig.

Dies hatte besonders ihre kleine Albertine zu empfinden, die erst drey Jahre alt war. Fast nie kam ein freundliches Lächeln über die Lippen der betrübten Mutter, die nicht Zeit hatte, sich viel mit dem Kinde abzugeben. Den halben Tag mußte die arme Kleine einsam auf ihrem Stühlchen vor einem Sessel sitzen und mit ihrer Puppe spielen, oder im Zimmer herumtrippeln und sich mit sich selbst unterhalten, denn die Mama war wenig zum Reden aufgelegt.

So wuchs Albertine unbemerkt heran, und war doch zufrieden, weil sie es nicht besser wußte. Kaum war sie fünf Jahre alt, so mußte sie schon der Mutter an die Hand gehen, Holz aus dem Schuppen holen, die Tische und Commode abwischen, Stube und Kammer auskehren. Weiterhin holte sie auch Brot, Fleisch, Wasser, Mehl, Salz und anderes mehr. Und wenn alles geschehen war, setzte sie sich mit einem Buche oder einer Arbeit an die Seite der Mutter.

Mit sieben Jahren durfte sie schon nicht mehr spielen, auch blieb ihr keine Zeit mehr dazu. Von ihrer Mutter hatte sie lesen gelernt; aber nur in den Erholungsstunden durfte sie ihr vorlesen.

— Alles, was sie that, mußte sie rasch thun; war sie zu langsam, so erinnerte sie sogleich ein ernster Blick der strengen Mutter, geschwinder zu seyn. Sie nahm sich dann schnell zusammen, gehorchte und ließ nie eine unzufriedene Miene sehen.

So hart das arme Kind auch gehalten wurde, so ging ihr doch die Mutter über Alles. Sie suchte in ihren Augen zu lesen, was ihr lieb sey, und ihre Gedanken zu errathen, ehe sie dieselben aussprach. Nie hörte man einen Widerspruch aus ihrem Munde. Ein einziges gütiges Wort machte sie glücklich. Wenn sie sah, daß die Mutter mit ihr zufrieden war, kam sie ganz außer sich vor Freude und küßte ihr dankbar die Hand und Mund. Allein die kalte Mutter fand keinen Gefallen an solchen Liebkosungen, und schob das arme Kind mit den trockenen Worten: Nun ist's genug, von sich hinweg. Stille, aber ohne deßhalb empfindlich zu seyn, setzte sich dann das Mädchen wieder an ihre Arbeit, und schien zu glauben, es müsse so seyn.

Der Mutter zu Gefallen, strengte sie sich über ihr Alter an, und that mehr, als man billiger Weise von einem Kinde in ihren Jahren erwarten kann. Sie stieg z. B. auf einen Stuhl zum Schüsselbrette hinauf und langte eine Anzahl zinnerner Teller herab, die so schwer waren, daß sie dieselben kaum tragen konnte, brachte sie in das Zimmer und holte eben so die Schüssel herab. Sie verrichtete alle Gänge ihrer Mutter, trug die Arbeit aus, holte neue, lief in

der größten Sonnenhitze von einem Ende der Stadt zum andern, blieb nirgends stehen, hielt sich in keinem Hause auf und kam oft ganz von Schweiß durchnäßt nach Hause. Ein freundlicher Blick der Mutter war ihr dann der größte Lohn.

So war *Albertine* schon in ihrem siebennten Jahre. Als sie das achte Jahr erreicht hatte, sprach die Mutter: »Ein Mädchen von deinem Alter darf ihren Aeltern nicht länger zur Last seyn; du bist groß genug, dir selbst etwas zu verdienen; ich habe dir Stricken und Nähen gelehrt, also nähe und stricke und erwirb dir etwas mit deiner Hände Arbeit, denn wenn ich nicht mehr lebe, hast du ohnehin kein anderes Brot. — Das Mädchen mußte sich nun zu ihr setzen, und durfte nicht aufstehen, bis ein Stück Arbeit, das sie ihr aufgegeben hatte, fertig war. Von dem, was sie damit verdiente, wurden ihr Wäsche und Kleider gekauft. Die arme Kleine saß oft vier Stunden, ohne aufzustehen, neben der schweigenden Mutter. »So muß es seyn,« sagte diese, »wenn man zu etwas kommen will, mit Müßiggehen bringt man es nicht weit in der Welt.«

Aber auch mit ihrer angestregten Arbeit brachte es die gute Frau nicht weit. Gram und Sorgen untergruben ihre Gesundheit; sie wurde krank und starb.

Albertine pflegte die leidende Mutter auf dem Krankenbette mit der ängstlichsten Sorgfalt, und war über ihren Tod untröstlich. Noch

viele Jahre nachher kamen ihr die Thränen in die Augen, wenn man nur ihren Namen nannte. »Ach, sie war streng,« seufzte sie, »aber sie meinte es so gut! O hätte sie doch gelebt, bis ich größer gewesen wäre; wie würde ich ihr da ihre treue Liebe vergolten haben!«

Was sollte nun aus dem armen Mädchen werden, da die Mutter nicht mehr am Leben war. Sie hatte keinen Verwandten, der sich ihrer annahm, und schien ganz verlassen auf der Welt. Endlich erbarmte sich ihrer eine Putzmacherinn, die der Himmel ihr als Schutzengel zusandte. Diese wackere Frau nahm sie zu sich, und hatte es nicht zu bereuen, denn sie bekam an Albertinen eine sehr brauchbare Gehilfinn. Welch ein Glück für das Kind, daß es schon von den ersten Jahren an so ernstlich zur Arbeit angehalten worden war, denn jetzt fand es seinen Unterhalt damit. Frau Ulrich, so hieß die Putzmacherinn, hatte auch schon manchen Gewinn von ihrem Pflgetöchterchen, sie hielt selbige daher besser, als die Kleine es bey ihrer eigenen Mutter gewohnt war, und sie dachte gar nicht daran, sie von sich zu lassen. Dessen ungeachtet blieb Albertine nicht länger als ein Jahr bey ihr. Mit Vergnügen erzähle ich, auf welche Art sie dieselbe verlor.

Frau Ulrich arbeitete nämlich unter andern auch für eine reiche und vornehme Dame, und schickte ihre kleine Pflgetochter, die jetzt neun Jahr alt war, öfters mit Puzarbeit zu ihr. Frau von Rosenmüller, so hieß die Dame,

hatte selbst ein Töchterchen von Albertine's Alter, und fand immer großes Wohlgefallen an der niedlichen Gestalt und dem bescheidenen Wesen des Mädchens, das seine Aufträge immer mit so viel Verstand als eine erwachsene Person ausrichtete. Oesters unterhielt sie sich mit ihr, und konnte sich nicht genug über die gute Erziehung wundern, die das Mädchen in ihren Antworten verrieth. Noch mehr gefiel die Kleine ihrem Töchterchen, das nichts mehr bedauerte, als daß Albertine nicht Zeit hatte bey ihr zu bleiben und mit ihr zu spielen.

Einst, da Mutter Ulrich selbst in das Haus kam, sprach Frau von Rosenmüller zu ihr: »Was Sie aber für ein hübsches und gut erzogenes Kind haben! Wie gesetzt, bescheiden und verständig sie schon für ihr Alter ist! In der That, Sie sind eine glückliche Mutter, und wenn ich meine Friedrike nicht hätte, so würde ich Sie um Ihre Albertine beneiden.«

»Ach Gott,« erwiderte die Frau, »Euer Gnaden glauben, Albertine sey meine Tochter! Ja, ich wünschte es; ich wäre wirklich eine glückliche Mutter, denn es gibt gar kein bessers Kind als sie. Allein sie ist nicht meine Tochter, sondern eine vater- und mutterlose Waise, die ich, weil sie ganz verlassen schien, nach dem Tode ihrer Mutter zu mir genommen habe. Ihr Vater, Herr von Gaspari, war Lieutenant in preussischen Diensten, und blieb in der denkwürdigen Schlacht bey Leipzig.«

Hierauf erzählte sie, wie kümmerlich die

Mutter sich bis an ihren Tod habe behelfen müssen, und wie Albertine unter Mangel und Kummer von ihr erzogen worden war.

Frau von Rosenmüller hörte die Geschichte der armen Kleinen mit großer Theilnahme an, und plötzlich erwachte in ihr der Gedanke, das Kind zu sich zu nehmen, es mit ihrer Friedrike zu erziehen und ihr eine zweite Mutter zu werden. Sie war überzeugt, daß sie ihrer Tochter keine bessere Gesellschafterinn geben könne, und sprach darüber mit ihrem Gemahl, der bald in allem mit ihr einverstanden war.

Ob aber auch Frau Ulrich geneigt seyn würde, ihr das Kind zu lassen, dieß war nun erst die Frage. Sie wurde gerufen. Die edle Frau trug derselben ihren Wunsch vor, und setzte sie dadurch in nicht geringe Verlegenheit, denn auf der einen Seite verlor sie nicht gern ihre kleine Gehilfinn, die sie lieb gewonnen hatte, und auf der andern wollte sie dieselbe, eben weil sie das Mädchen lieb hatte, nicht an ihrem Glücke hindern, denn sie mußte sich gestehen, daß sie dieselbe doch nie so würde erziehen und ausbilden, nie ihr Glück machen können, wie Frau von Rosenmüller. Dieser Gedanke siegte. Sie übergab sie also derselben, obgleich mit schwerem Herzen, und nun erst ging unserer Albertine das wahre Leben auf.

Es war jetzt nicht mehr von harten Arbeiten und Mägdediensten die Rede; es wurde nicht mehr um Lohn, sondern zum Vergnügen gearbeitet. Statt der ehemahligen Gänge von Haus

zu Haus wurden Spazierfahrten auf das Land und andere Lustparthien gemacht und Gesellschaften besucht. Die beyden Töchter hatten gemeinschaftliche Lehrer. Mit doppeltem Eifer lernte Albertine mit ihrer kleinen Freundin, und eine suchte die andere an Fleiß zu übertreffen. So nahmen sie, zur Freude der Aeltern, täglich an Kenntnissen zu und wurden bald zu den musterhaftesten Mädchen der Stadt gerechnet. Jedermann war eingenommen von ihren schönen Talenten, ihrer Bescheidenheit, ihrer jungfräulichen Sittsamkeit.

Albertine vergaß aber in dem Hause ihrer Wohlthäterinn nicht die ehemahligen Tage der Armuth, die sie mit ihrer unglücklichen Mutter verlebt hatte. Oft erschrak sie, wenn sie über ihr jetziges Leben nachdachte, und fragte sich, ob es nicht besser gewesen seyn würde, wenn sie bey Frau Ulrich geblieben wäre und vollends alles gelernt hätte, was sie wissen mußte, um sich von ihrer Hände Arbeit zu nähren; denn was blieben ihr für Aussichten nach ihrer Wohlthäterinn Tode.

Diese Gedanken ängstigten Albertine so sehr, daß sie, ohne etwas zu sagen, sich wieder eifrig mit Putzmachen und andern weiblichen Arbeiten beschäftigte. Sie machte mit eigenen Händen alles, was zu ihrem und ihrer jungen Freundin Anzug gehörte. Frau von Rosenmüller, die vielleicht die geheime Ursache ihrer Thätigkeit errieth, fragte sie lächelnd, ob sie vielleicht im Sinne habe, ihr Brot auf diese Art

zu verdienen. Albertine erröthete; sie berief sich auf das Schicksal ihrer Mutter und auf die Unsicherheit der Zukunft.

»So weit wird es hoffentlich mit keiner von meinen Töchtern kommen,« erwiderte die edle Frau, und schloß sie beyde mit einem Kuß in ihre Arme; »gut ist es aber immer, wenn der Mensch sich in seinen bessern Tagen auch der schlimmen erinnert, die seiner noch warten können.«

Diese letztern traten jedoch nie ein. Noch hatte Albertine nicht das neunzehnte Jahr erreicht, so warb schon ein reicher und achtungswürdiger Mann um ihre Hand und erhielt sie. Bereits ein Jahr früher hatte auch Friedrike einen Freyer gefunden. Beyde verlebten, von dem Segen ihrer Aeltern begleitet, als verständige Hausfrauen und glückliche Mütter, geehrt von ihren Gatten, geliebt von ihren hoffnungsvollen Kindern, die glücklichsten Tage.

Die junge Haushälterinn.

Die edle Frau Grohmann war gestorben und hatte ihrem betrübten Gatten vier Kinder hinterlassen, unter denen Lottchen, die noch nicht lange ihr sechzehntes Geburtsfest gefeyert hatte, die älteste war.

Zum Glück hatte ihre verstorbene Mutter sie fleißig zur Küche und zu allen häuslichen Geschäften und weiblichen Arbeiten angehalten. Lottchen hatte schon zu ihren Lebzeiten öfters ganz

allein das Essen bereiten müssen, und der Vater war im Ganzen mit ihrer Kochkunst ganz wohl zufrieden, ob sie gleich manchemahl die Suppe versalzte, das Gemüse anbrennen ließ, und weich gesottene Eyer hart auf den Tisch brachte. Sie mußte den Keller besorgen, bey allen Wäschen zugegen seyn und überall selbst mit Hand anlegen. War die Hausarbeit verrichtet, so setzte sie sich mit ihrem Spinnrad oder ihrer Nähterey zur Mutter, schwatzte traulich mit ihr, während die jüngeren Kinder in der Schule oder noch im Bette waren, und so ging die Arbeit noch ein Mahl so leicht und so gut von statten.

So wie P o t t c h e n, sollten alle Töchter von ihren Müttern angehalten werden; aber die meisten scheuen sich vor Küche und Keller, auch vor aller harten Arbeit, weil sie besorgen, ihre zarten Händchen zu verderben. Daß P o t t c h e n auf solche Art erzogen worden war, kam ihr trefflich zu statten, denn sie hatte jetzt allein die ganze Haushaltung und die Aufsicht über ihre jüngeren Geschwister zu führen.

Alles ging über Erwarten gut. Die junge Hauswirthinn war unermüdet, leitete alles, griff überall selbst mit an, und wenn sie sich in Küche, Keller und Garten müde gearbeitet hatte, setzte sie sich an ihr Mädchen und spann oder nahm eine Handarbeit vor, und unterrichtete dabey ihre zehnjährige Schwester in mancherley Arbeiten.

P o t t c h e n hatte aber zwey Fehler an sich, die Ursache waren, daß der Vater mehr als ein Mahl unwillig über sie wurde; sie war nähm-

sich außerordentlich zerstreut, und wenn sie ein Mahl an ihrem Mädchen saß, stand sie nicht gern mehr auf. Sie hatte die üble Gewohnheit, immer das Eine zu thun und das andere zu denken. Die Folge davon war, daß sie sich auf nichts besinnen konnte, und halbe Tage lang mit Suchen von hunderterley Sachen, besonders der Schlüssel, zubringen mußte, die sie bald an diesen, bald an jenen Ort hinlegte, ohne eine halbe Stunde darauf sich zu erinnern wohin. So ging eine Menge Zeit verloren, und der Schlosser mußte jede Woche zwey oder drey Mahl gerufen werden, um die verschlossenen Schränke, zu denen die Schlüssel fehlten, mit einem Dietrich zu öffnen, oder auch wohl die Schlösser abzubrechen und neue Schlüssel zu machen. Bey dieser Unordnung hatte öfters die ganze Familie zu leiden.

Einst, da der Vater mit seinen Kindern einen Spaziergang auf das Land gemacht hatte, sollte nach ihrer Zurückkunft Schinken und Salat zu Abend gegessen werden; da aber *Lottchen* nach ihrer löblichen Gewohnheit, den Schlüssel verlegt hatte, mußten sie mit Salat ohne Schinken fürlieb nehmen.

Ein anderes Mahl, da von dem Vater eine verschlossene Loge im Theater gemiethet worden, und alles zum Fortgehen bereit war, fand sich, daß Fräulein *Lottchen* nicht mehr wußte, wohin sie den Schlüssel gelegt hatte. Es wurde über eine halbe Stunde lang vergeblich gesucht. Am Ende mußte, wie gewöhnlich, der Schlosser

geholt werden; ehe er aber die Loge aufschließen konnte, war der ganze erste Act der schönen neuen Oper, die gegeben wurde, vorüber.

Solcher Unannehmlichkeiten kamen unzählige vor. In ihrer Zerstreuung reichte sie ihrem Vater mehrmahls, wenn er die Wäsche wechselte, ein Weiberhemd zum Anziehen, und sie selbst ging ein Mahl mit einem rothen und einem schwarzen Schuh in die Kirche.

Aus ihrem Festsitzen beym Nähen und Spinnen entstand anderes Unheil. Sie nahm sich nicht Zeit aufzustehen, verschob alles, was sogleich hätte geschehen sollen, auf eine andere Zeit, und vergaß es nachher ganz.

Einst fiel ihr ein, daß sie in der Zerstreuung eine angebrochene Flasche Wein in die Küche gestellt hatte. Sie nahm sich vor, sie sogleich in den Keller zu tragen, wenn ihre Spule vollgesponnen seyn würde. Allein es kam Besuch, sie dachte nicht mehr daran, und am folgenden Tage, da ihr die Flasche unter die Hand kam, war sie halb ausgetrunken.

Fast eben so erging es ihr ein anderes Mahl mit einem Löffchen zerlassenem Fett, das sie hatte auf dem Küchentisch stehen lassen. Sie wollte es aufbewahren, sobald sie mit einem Taschentuch, das sie säumte, fertig seyn würde. Indessen kam die Magd, die von nichts wußte, sah das Fett für Wasser an und goß es zum Fenster hinaus.

Noch ein anderes Mahl kam die Köchinn herein, und bath sie, nach dem Braten zu sehen, indeß sie in einen Garten ging, um Salat zu

holen. Das Fräulein versprach es, und nahm sich vor, in die Küche zu gehen, sobald ein Beutel, an dem sie arbeitete, vollends gestrickt seyn würde, ehe es aber so weit kam, war der Braten schon verbrannt.

Lottchen's Mutter hatte die sehr lobenswürdige Gewohnheit, zu einer gewissen Stunde des Tages im ganzen Hause herum zu wandern, von den Zimmern auf den Boden und von dem Boden in den Keller, und in allen Winkeln nachzusehen, ob alles in Ordnung sey. Fand sich etwas, das nicht nach ihrem Sinne war, so änderte sie es gleich selbst, oder sie rief die Magd. War etwas am Hause oder am Hausgeräthe beschädigt, so mußte es sogleich ausgebessert werden, denn ein kleiner Schaden läßt sich leichter und mit geringeren Kosten wieder gut machen, als ein großer. Noch viel mehr Gelegenheit aber zeigte sich, mancherley Schaden zu verhüten.

Diesen sorgsamen Sinn hatte Lottchen nicht. Mit dem Tode der Mutter unterblieben die Haus-Visitationen zum großen Nachtheile des Vaters. Indes das Fräulein an ihrem Mädchen saß und spann, spannen auch die Spinnen ihre Fäden in allen Winkeln, das Bier wurde schal in den halb ausgetrunkenen Krügen, der Wein wurde kahmig in den halb leeren Flaschen, das Obst verfaulte im Keller, die unausgespülten Krüge und Fässer bekamen einen üblen Geruch, das Waschgefäß zerfiel in der Sonne, die Waschkörbe gingen zu Grunde, in dem Waschkessel setzte sich Grünspan an und zerfraß das Kupfer, die

Waschleinen blieben im Regen ausgespannt und versaulten. Es kamen bald Rechnungen vom Faßbinder, bald vom Korbmacher, bald von den Kaufleuten. Die Mägde schalteten nach Gefallen mit Holz und Licht, und so waren die Vorräthe immer viel früher zu Ende als es hätte seyn sollen.

Deßhalb kam eines Tages Herr Grohmann, der eben zwey starke Schlosser- und Böttcherrechnungen erhalten hatte, sehr verdrießlich in seiner Tochter Zimmer. Lottchen saß eben an ihrem Rädchen und war ganz erschrocken über des Vaters finstern Blick. Er warf die Rechnungen auf den Tisch und ging ein Paar Mahl stillschweigend in dem Zimmer auf und ab. Endlich faßte er sich und sagte ganz gelassen: »Du bist ja recht fleißig, mein Kind. Wie lange spinnst Du denn ungefähr an einer Strähne Garn?«

»Bey allem meinen Fleiß nicht unter zwölf Stunden,« antwortete Lottchen.

»Wenn Du nun aber den Flachs außer dem Hause spinnen liehest, wie hoch würde Dir das Spinnerlohn für eine Strähne kommen?«

»Wenigstens zwey Groschen.«

»Du verdienst also die Stunde zwey Pfennige an deinem Spinnrad, und indeß du diese zwey Pfennige gewinnst, läßt du den Werth von vielleicht mehr als einem Thaler im Hause zu Grunde gehen. Da lies diese Rechnungen, und überzeuge dich. Wäre es nicht viel vernünftiger, wenn du, eben-so wie deine selige Mutter, täglich im Hause nach Allem sähest, und

mir, statt Pfennige zu gewinnen, Thaler zu erhalten suchtest? Eine einzige Stunde, ja eine halbe Stunde des Tages wäre hinlänglich. Versprich mir, daß du sie künftig nach meinem Wunsche anwenden willst. Versprich mir auch, dein zerstreutes Wesen abzulegen und die Schlüssel zu den Schränken jedes Mahl an einen bestimmten Ort zu bringen.«

Pottchen versprach alles, was der Vater verlangte, und hielt auch einige Wochen lang ihr Wort. Bald aber versiel sie wieder in ihren alten Fehler, ließ die Schlüssel liegen, wo sie solche gebraucht hatte, verdiente wenig und ließ viel zu Grunde gehen.

Der Vater sagte nichts mehr.

Als Weihnachten gekommen war, fand Pottchen in dem schön erleuchteten Saale unter andern Geschenken für sie einen niedlichen, roth sammentenen Beutel voll Geld und ein Papier mit der Ueberschrift: Meiner jungen Haushälterinn zur Belohnung ihres Fleißes. Unter dem Beutel lag aber noch ein anderes Papier mit der Aufschrift: Meiner jungen Haushälterinn zur Strafe ihrer Unachtsamkeit.

Als sie das Papier aufmachte, fand sich darin eine lange Rechnung über alles, was im Verlauf des Jahres durch ihre Nachlässigkeit zu Grunde gegangen war, mit den Worten: Der Betrag dieser Rechnung ist ganz aus dem rothen Beutel zu bezahlen.

Pottchen, die sich über die Menge Geld ungläublich gefreut und schon überlegt hatte, was

sie dafür kaufen wollte, sah mit Schrecken, daß ihr kaum einige Thaler übrig bleiben würden, worüber ihr die Thränen in die Augen traten. Sie dauerte den Vater; er sprach aber: »Ich bin nicht ungerecht, meine Tochter; alles, was der Mensch im Leben durch seine Schuld verderben läßt, das ist Verlust für ihn. Nimm das nächste Jahr besser durch sorgfältige Aufsicht meinen Vortheil in Acht, lege die Schlüssel stets an ihren Ort, und lasse nichts zu Schaden gehen, so wird dein Beutel länger voll bleiben.«

Das Weihnachts-Geschenk.

Die Kriegsräthinn von **W e n k e n d o r f** war schon in ihrem dreyßigsten Jahre Witwe geworden. Ihr Gemahl hatte ihr zwey liebliche Töchter hinterlassen. Beyde gaben durch ihren Gehorsam, ihren natürlichen Verstand, ihre glücklichen Anlagen und den Fleiß, mit dem sie diese ausbildeten, die schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Die Mutter glaubte aber an beyden einen merklichen Hang zum Neid zu bemerken, der sich in mancherley kleinen Streitigkeiten äußerte. Diese Entdeckung beunruhigte sie nicht wenig; vor der Hand ließ sie aber noch nichts davon merken, sondern empfahl ihnen nur im Allgemeinen schwesterliche Liebe und Einigkeit. Auch räumte sie nie Einer vor der Andern den mindesten Vorzug ein, gewöhnte sie zeitig an Uneigennützigkeit, und verscheuchte so die kleinen Wolken, die ihren Himmel zu trüben droheten. Nach

einigen Jahren schien aller Neid aus ihren Herzen verschwunden. Begegnete Einer von ihnen etwas Angenehmes, so äußerte die andere Schwester fast noch mehr Freude darüber, als ob es ihr selbst zu Theil geworden wäre.

Noch ein Mahl wollte aber die glückliche Mutter ihre Gesinnungen gegen einander auf die Probe stellen. Die Gelegenheit dazu gab ihr der Christabend. Amalie war damahls vierzehn, Sophie dreizehn Jahre alt. Unter andern Geschenken war ihnen auch eine goldene Uhr bestimmt. Zu dieser Uhr gehörte eine goldene Kette. Die Mutter wickelte jedes Stück besonders in einen Bogen Papier, legte die Uhr zu Amaliens, die Kette zu Sophiens Bescherung, und ließ von einem Papier zum andern ein schönes, blaues Band laufen, das sie daran fest steckte.

Als alles bereit war, wurden die Schwestern in den glänzenden, mit hundert Lichtern erleuchteten Prunksaal eingeführt, wo ihnen besonders das breite himmelblaue Band auffiel, das von dem einen Weihnachts-Geschenk zum andern gezogen war und beyde mit einander vereinigte. Es mußte eine besondere Bedeutung haben; sie vermutheten, daß es auf einen Zusammenhang beyder Geschenke deute, und so fand sich's nach der Oeffnung der Papiere wirklich. Amalie fand in dem ihrigen eine Uhr, Sophie die dazu gehörige Kette.

Die Mutter gab ihnen Aufschluß darüber. »Uhr und Kette,« sagte sie, »gehören zusammen,

meine Töchter; ich wollte sie aber nicht Einer allein geben, um der andern nicht wehe zu thun, sondern es euch selbst überlassen, euch darüber zu vergleichen. Gern, meine guten Kinder, hätte ich einer Jeden eine Uhr gegeben; die Kosten wären aber bey den vielen andern Ausgaben, die jede Mutter am Christtage hat, für ein Jahr zu groß gewesen. Doch was in diesem Jahre nicht geschehen kann, das kann in einem andern geschehen. Will keine der Schwester ihren Antheil abtreten, und wollt ihr auch nicht lösen, so bekommt das nächste Mahl Amalie zu der Uhr noch eine Kette, Sophie zu der Kette noch die Uhr. Bedenkt aber wohl, was ihr thut; ich sage nicht, das nächste Jahr, sondern, das nächste Mahl, denn leicht könnten zwey, drey, vier und noch mehrere Jahre verstreichen, ehe ich wieder im Stande wäre, euch ein so theures Geschenk zu machen. Thut also nichts, was euch gereuen könnte, denn Klagen höre ich nicht gern. Ich sollte denken, das Los . . .«

»Nein, kein Los,« sagte Sophie. »Amalie ist älter, als ich, sie ist meine Schwester, ich habe sie so lieb, als mich selbst; ihr also gehört Uhr und Kette; mit Freuden trete ich sie dir ab, liebe Amalie; an deinem Halse wird mir dieser Schmuck so wohl, ja noch besser gefallen, als an dem meinigen.«

»Du beschämst mich, gute Sophie,« erwiederte Amalie; »aber du bist mir nur mit deinem Gedanken zuvor gekommen. Nicht ich, nein, du selbst mußt die Uhr tragen; mir, als

der ältern Schwester, ziemt es, das Beyspiel der Selbstverläugnung zu geben, und ich werde mir dieses Vorrecht gewiß nicht nehmen lassen.«

Der Mutter funkelten bey diesem edlen Wettstreit ihrer Töchter die Augen vor Freude. Sie wollte sie zu vereinigen suchen; aber jede bestand auf ihrem Sinne, keine wollte nachgeben. Endlich wurde beschlossen, daß Uhr und Kette in eine Schachtel gepackt und der Mutter zur Verwahrung übergeben werden sollten, bis einst die Verhältnisse ihr gestatten würden, das gegebene Versprechen zu erfüllen, und auch die andere Schwester mit einer Uhr zu beschenken; ob es früher oder später geschehen würde, dieß sollte ihnen einerley seyn.

»Schön,« sagte die Mutter, »so sollen Schwestern gegen einander denken und handeln. Laßt euch küssen, meine Kinder, ich bin stolz darauf, eure Mutter zu seyn. Liebt euch immer mit demselben Herzen, und macht mir öfters so freudenvolle Abende, wie der heutige. Die Uhr soll aber nicht in meinem Schranke ungetragen liegen. Ich kann schon jetzt mein Versprechen halten und meine beyden lieben Töchter mit einem solchen Andenken schmücken. Hier ist noch eine zweyte Uhr und auch eine zweyte Kette, beyde den ersten vollkommen gleich. Nehmt sie hin; ihr seyd gleich gut, ihr habt Ansprüche auf gleich große Beweise meiner Liebe. Bloß eure Verträglichkeit wollte ich prüfen. Ihr habt die Probe auf das Rühmlichste bestanden.«

Mit diesen Worten schloß sie Beyde zugleich

an ihre Brust, und für Alle war dieser Augenblick einer der seligsten ihres Lebens.

Der Mutter Schmuck.

Eine edle Römerinn, Cornelia war ihr Nahme, wurde einst von einer andern römischen Dame besucht, die viel von ihrem Schmuck, ihren Perlen, ihren Diamanten und ihren prächtigen Kleidern sprach. Sie war eine sehr eitle Frau und es gab dergleichen sehr viele in dem ehemahligen Rom, wo ein Luxus herrschte, der allen Glauben überstieg, und zu unsern Zeiten seines Gleichen in ganz Europa nicht hat. — Als die Thürinn nichts mehr von ihren eigenen Kostbarkeiten zu sagen wußte, wünschte sie auch Corneliens Schmuck zu sehen.

Cornelia zögerte einen Augenblick; jetzt aber, da ihre Söhne aus der Schule kamen, und ihr mit einem freundlichen Gruß die Hand bothen, schloß sie dieselben in ihre Arme, küßte sie und sprach zu der Dame: »Du wolltest meinen Schmuck sehen; hier ist er,« ihre beyden Söhne ihr zeigend, »dieß ist mein Schmuck, dieß sind meine Perlen.«

Wirklich sind wohlgerathene Kinder der Aeltern schönster Schmuck.

Oft bringt Schweigen mehr Ehre als Reden.

Laura war eine kleine Schwägerinn. Wenn sie irgendwo etwas Neues gehört hatte, so hatte sie keine Ruhe mehr, und erzählte es sogleich wieder weiter. Am liebsten ließ sie ihrer Zunge freyen Lauf, wenn sie in einem recht zahlreichen Kreise anderer Mädchen saß. Sie glaubte, weil sie mehr sprach als alle Andere, auch mehr Verstand zu haben als jene. Oft aber hätte sie besser gethan, zu schweigen; sie hätte weit mehr Ehre davon gehabt.

Einst war sie zu einer großen Mädchen-Gesellschaft gebethen und fand sich zur bestimmten Stunde, ihren Kopf voller Neuigkeiten, dabey ein.

Kaum war der Thee getrunken, so fing sie an: »Wißt Ihr Mädchen etwas Neues? Der Kaufmann Bösel hat bankerott gemacht und eine Menge Leute um ihr Geld betrogen. Diesen Morgen ist alles bey ihm versiegelt worden, und seiner Frau hat man kaum so viel Kleider gelassen, daß sie ausgehen kann . . .«

Sie wollte weiter reden; ein anderes Mädchen aber unterbrach sie mit glühendem Gesicht. »Glaubt es nicht,« sagte sie, »Herr Bösel ist ein naher Verwandter von mir; er hat Niemand betrogen und wird Niemand betriegen; es ist auch nicht wahr, daß man ihm alles versiegelt hat. Durch den Verlust großer Summen, die

er von anderen Kaufleuten zu fordern hatte, ist er unglücklich geworden, und kann nicht sogleich alle seine Schulden bezahlen; es wird aber Niemand um das Seinige kommen, und alles, was sonst dieses Fräulein von ihm gesagt hat, ist abscheuliche Verleumdung.«

Laura, durch diese Worte äußerst beschämt und verlegen, wußte sich nicht anders zu verantworten, als daß sie sagte, so habe sie es gehört.

»Sie können aber auch Unwahrheiten hören,« sagte jene, »und Lügen soll man nicht weiter verbreiten.«

Laura fühlte, daß sie dieses Mahl better gethan hätte, zu schweigen; aber sie schwieg nicht, sondern erzählte nach einer kurzen Pause, daß der Stadtrichter zu Westerburg, an Händen und Füßen geschlossen, in einen Thurm gesetzt worden sey, weil er Gelder unterschlagen habe, und wahrscheinlich werde er zeitlebens in das Zuchthaus kommen.

»Was? wer?« rief hier Josephine, ein anderes junges Mädchen, das mit zugegen war; »weist du, daß der Stadtrichter zu Westerburg meiner Mutter Bruder ist? Er gilt für den ehrlichsten Mann im Lande; unmöglich kann er so etwas gethan haben; in unserm Hause weiß man wenigstens nichts davon; ich will aber sogleich gehen und es meiner Mutter sagen.«

Sie griff nach ihrem Shawl und Hut. Die ganze Gesellschaft gerieth in Bewegung. Die Augen waren bald auf Laura, bald auf Jo-

sephinen gerichtet. War die Nachricht gegründet, so wußte Josephinens Familie, daß Laura die Verbreiterinn ihrer Schande war; fand sie sich ungegründet, so war es noch schlimmer; denn wie verhaßt mußte sich das Mädchen durch die Verbreitung solcher entsetzlichen Verleumdungen machen.

Kaum hatte sich Josephine entfernt, so trat Herr Holbein herein, bey dessen Tochter die Gesellschaft war. Es wurde ihm erzählt, was vorgegangen sey. »Um des Himmels willen,« sagte er, sich gegen Laura wendend, »was haben Sie gethan! Nicht der Stadtrichter zu Westenburg, sondern zu Wessenberg hat das Verbrechen begangen. Was für ein schimpfliches Gerücht verbreiten Sie von einem der bravsten Männer und einer achtbaren Familie. Sie haben nun nichts Besseres zu thun, als zu Josephinens Mutter zu eilen und ihren Fehler wieder gut zu machen. Ich würde auf jeden Fall, wenn ich so etwas gesagt hätte, sie knieend um Vergebung bitten.«

Laura folgte dem Rathe; aber schon kam sie zu spät. Die arme Frau war vor Schrecken über die erschütternde Nachricht ohnmächtig nieder gesunken, und man hatte alle Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Lange war sie nicht im Stande, Lauren anzuhören. Als sie endlich die Namensverwechslung erfuhr, athmete sie wieder freyer. »Gott verzeihe Ihnen,« sprach sie zu Laura, »den Schrecken, den Sie, unbesonnenes Mädchen, mir verursacht haben. Sie ma-

hen den ehrlichen Nahmen rechtschaffener Männer zum Spiel Ihrer leichtfertigen Zunge. Sie reden in den Tag hinein, ohne zu überlegen, was Ihre Reden für Folgen haben können. Lernen Sie lieber schweigen, und wenn Sie das nicht über sich vermögen, so sprechen Sie als ein Kind lieber von kindischen Dingen, und bekümmern Sie sich nicht um die Stadtneuigkeiten, wodurch Sie nicht solche Beschämung zu erwarten haben. Jetzt gehen Sie und verschonen Sie mein Haus für immer mit Ihren Besuchen.«

Einen so harten Verweis hatte Laura noch nie erhalten. Laut weinend ging sie nach Hause. Sie trug noch einige andere Neuigkeiten auf dem Herzen; aber sie schämte sich so sehr vor ihren Freundinnen und vor sich selbst, daß sie gar nicht zur Gesellschaft zurück kehrte.

Von jetzt an nahm sie sich mit ihren Reden sehr in Acht und sprach lieber von der schönen und schlechten Witterung, als von den Neuigkeiten des Tages.

Sie hatte einsehen lernen, wie leicht es ist, in einer zahlreichen Gesellschaft etwas zu sagen, wodurch sich der Eine und der Andere der Anwesenden mehr oder weniger beleidigt fühlen kann.

D e r

Weihnachtsabend der armen Familie.

Oft sagte Julie Ehrenberg zu den drey Kindern, mit denen sie Gott gesegnet hat:

te: »Kinderchen, wenn's euch wohl geht so gedenkt in eurem Glücke auch der Armen.«

Am liebsten erinnerte sie sich selbst dieses Spruches am Weihnachtsabend, der ein Freudenfest für alle Kinder wohlhabender Aeltern ist, und wobey nur die Dürftigen leer ausgehen, und im harten Winter nicht einmahl sich wärmen und satt essen können.

Dies war unter andern auch der Fall mit der Familie ihres Holzhackers. Der arme Mann hatte sieben Kinder, und zu ihrer Erhaltung nichts als den täglichen Lohn. Manche Tage fand er aber wenig zu verdienen und dann fastete die Familie. Ihre gewöhnliche Kost waren Kartoffeln, und ihr Lager zwey schlechte Betten für neun Personen.

Zu diesen Kindern kam Frau Julie Ehrenberg in Person und lud sie ein, an der Feyer des Weihnachts-Abends in ihrem Hause Theil zu nehmen.

Ihre eigenen Kinder hatten die Bescherung schon um sechs Uhr zu erwarten. Sie war glänzend wie gewöhnlich; hundert Lichter brannten und die Tische lagen voll von Geschenken aller Art, denn auch der Vater und das Gesinde wurden nicht vergessen. Im Nebenzimmer brachten indessen die Töchter mit großer Geschäftigkeit ihre eigenen kleinen Geschenke für Vater und Mutter in Ordnung, und eine Schwester bedachte, wie sich's ziemt, die andere.

Als nun alles mit großer Freude gegeben

und in Empfang genommen war, wurden auch die Gäste gemeldet.

Die Mutter ließ sogleich einen Tisch für sie decken, sieben Stühle hinstellen, Teller und Löffel herumgeben und eine große zinnerne Schüssel mit in Milch gekochtem Reis anrichten; nach der ersten Schüssel war noch eine zweyte in Bereitschaft, so daß die Kinder sich einmahl recht satt essen konnten, und was übrig blieb, durften sie ihren Aeltern mit nach Hause nehmen. Es war eine Lust ihnen zuzusehen; ein so leckeres Gericht war in ihrer Aeltern Hause nie an sie gekommen; es läßt sich daher leicht denken, wie gut sie sich es schmecken ließen.

Nach dem Essen fanden sie in dem Nebenzimmer, von vielen Lichtern erleuchtet, sieben kleine Körbchen voll Aepfel und Nüsse, wobey auch noch ein Honigkuchen und ein Stück Marzipan. Jedes Kind durfte sein Körbchen mit nach Hause nehmen.

Die Armen konnten sich in so viel Glück gar nicht finden, wußten nicht wie sie danken sollten und sprachen fast kein Wort. Als sie aber hinab auf die Straße kamen, wurden sie desto lauter, und es erhob sich nun ein Geschrey, ein Jubel, wovon man nur einzelne Worte verstehen konnte. Einer lief dem Andern voraus, Jeder wollte der Erste seyn, der Mutter sein Glück zu verkünden. So entstand denn an der Thür ein Geschrey und ein Gedränge, bey welchem der armen Frau anfangs ganz bange wurde. An den gefüllten Körbchen, welche die Hinter-

sten über die Köpfe der Vorderen in die Höhe hoben, sah sie aber bald, daß es nur lärmende Freude ihrer Kinder sey. Zulezt kamen die ältesten Töchter, von denen der übrige Reis getragen wurde, an dem sich Vater und Mutter gütlich thun sollten. Die eine von ihnen trug auch ein Fläschchen Wein für die Aeltern.

Am folgenden Tag erschien die Mutter und brachte gerührt ihren und auch ihres Mannes Dank für den glücklichen Abend, der ihnen und ihren Kindern von Frau Ehrenberg bereitet worden war. Diese aber versicherte, daß sie durch die große Freude, die sie den armen Kindern gemacht habe, sich hinlänglich belohnt fühle.

Der H u f f s c h m i d.

Der Hufschmid Ehrenpreis wurde in der ganzen Stadt als ein fleißiger und gutmüthiger Mann, als ein verständiger Rathgeber und ein wahrer Menschenfreund geliebt und geehrt. Wer in der Nachbarschaft ein Anliegen hatte, kam zu ihm und fand fast immer Rath und Hilfe. Am Sonntage, nach dem Gottesdienste, machte er kurze Besuche bey seinen Nachbarn, hörte, wie es ihnen und ihren Kindern ging, freute sich und trauerte mit ihnen und erteilte ihnen guten Rath nach seinen Einsichten. Ueberall kam man ihm mit Vertrauen entgegen, und oft gelang es ihm, zu seiner un-

endlichen Freude, den Mann mit der Frau, die Aeltern mit den Kindern, auszusöhnen.

War Jemand krank, so wußte Nachbar Ehrenpreis allerley treffliche Heilmittel; war der Kranke zugleich arm, so schickte er ihm Speisen von seinem Tische und verwendete sich für ihn bey der Armen-Anstalt, daß er auch eine Unterstützung an Geld erhielt.

Geriet h ein Nachbar, den er als einen braven und fleißigen Mann kannte, durch Krankheiten oder andere Unglücksfälle in Noth, so schoß er ihm Geld ohne Zinsen vor. Nie aber wollte er lieberlichen Leuten Geld auf Pfänder leihen.

In seiner Nachbarschaft wohnte ein armer Fuhrmann, der sich mit zwey steifen Pferden, wovon das eine blind war, kümmerlich nährte. Diesem armen Mann wurde in der Nacht ein Rad von seinem Wagen gestohlen, und er hatte kein Geld, sich ein anderes machen zu lassen. Bitterlich weinend kam er zu Nachbar Ehrenpreis und klagte ihm sein Unglück. Er konnte nun keine Fuhr mehr thun, und besorgte, mit seinen Pferden verhungern zu müssen.

»Gott bewahre,« sagte Ehrenpreis, »so weit darf es nicht kommen. Wir gehen zum Wagner und bestellen ein anderes Rad, ich bin Bürge für Euch, und Ihr bezahlt die Kosten so wie Ihr es vermögt.«

Sie gingen und fanden ein schon fertiges Rad, das ganz zu den andern paßte; denn die Wagner haben immer einige Räder in Bereit-

schaft, weil ein zerbrochenes Rad nicht wohl lange zu entbehren ist.

Nun mußte es aber erst beschlagen werden. Dieß war die Sache des Hufschmids. Der arme Michel bath ihn darum mit einem tiefen Seufzer; denn das Beschlagen eines Rades macht immer, des Eisens wegen, Kosten genug.

»Wunderlicher Mann,« sagte Ehrenpreis, »was seufzt Ihr denn? Meine Arbeit kostet Euch keinen Pfennig. Ich stehe Euch zu Liebe jeden Morgen eine Stunde früher als gewöhnlich auf, und so ist in Zeit von acht Tagen Euer Rad bezahlt.«

»Nachbar,« sagte der arme Michel mit Thränen in den Augen, »Ihr seyd ein Mann, wie es wenige gibt. Gott wird Euch aber im Himmel ewig dafür lohnen.«

Gleich mit Tages Anbruch machte sich der Hufschmid an die Arbeit und ließ nicht nach, bis das Rad fertig war. Michel fuhr nun wieder, wie vorher, und erzählte in der ganzen Stadt, was der uneigennützigte Hufschmid Ehrenpreis für ihn gethan hatte. Allenthalben wurde er mit Theilnahme angehört.

Ein anderes Mahl ging ein kleiner Knabe an einem kalten Wintertage vor Kälte zitternd, in einer ganz zerrissenen Jacke an ihm vorüber und versteckte seine von Frost erstarrten Hände unter die Lumpen.

»Du Wetterjunge,« sagte der Hufschmid,

»warum ziehst du bey so kaltem Wetter keine wärmere Jacke an?«

»Weil ich keine habe,« antwortete der Knabe.

»Du hast keine?« sagte der Schmid. »Viel-
leicht hat aber dort der Trödeljude eine. Laufe
ihm einmahl nach und bringe ihn hierher.«

Der Jude hatte wirklich ein Camisol, das
für den Knaben paßte, und warm und gut war.
Der wackere Ehrenpreis kaufte dasselbe,
erhandelte ihm noch ein Paar ganze Schuhe
dazu, und da der Knabe eine unbeschreibliche
Freude darüber hatte, schenkte er ihm auch noch
ein Paar gute Hosen, die der Israelit ihm an-
both, und schickte ihn damit zu seinen Aeltern.
Der Junge bedankte sich mit dem freundlichsten
Gesichte von der Welt und lief mit allem,
was er bekommen hatte, eiligst nach Hause.

Nachmittags kam der Vater des Knaben,
ein armer Tagelöhner, dem Alter nach zwar noch
ein rüstiger Mann, der aber sechs Kinder zu er-
nähren hatte, und drückte dem wohlthätigen
Menschenfreunde seinen Dank auf das rührendste
aus. »Laßt es gut seyn, mein Freund,« erwie-
derte der Hufschmid, »der liebe Gott hat mei-
nen Fleiß seit vielen Jahren so gesegnet, daß
ich schon eine Jacke und ein Paar Hosen ver-
schenken kann.

»Nun,« erwiederte der Tagelöhner, »so
soll denn auch der brave Herr Ehrenpreis
immer unter neuem größeren Segen von oben
fortarbeiten und mit der dauerhaftesten Gesund-
heit beglückt seyn!«

Der Himmel schien aber diesen Wunsch nicht erfüllen zu wollen, denn schon einige Wochen darauf kam in der Kohlenkammer des Hufschmids Feuer aus, und in weniger als einer halben Stunde stand das ganze Haus in Brand. Der Feuerlärm verbreitete sich in wenigen Minuten durch die ganze Stadt, die Trommeln wirbelten, die Glocken schlugen an, die Feuerspritzen rasselten durch die Stadt. Der Ruf, Feuer, Feuer! ging von einem Munde zum andern. — Und wo? — in der unteren Schmide bey Ehrenpreis.

Auf diese Nachricht äußerte sich allgemein die theilnehmende Liebe und Achtung, die sich dieser rechtschaffene Mann erworben hatte. Was sich regen konnte, eilte ihm zu Hilfe. Nicht leicht sah man bey einer Feuersbrunst mit solcher Thätigkeit arbeiten. Der arme Fuhrmann, dem der menschenfreundliche Schmid zu einem neuen Wagenrade verholfen hatte, rettete ihm sein jüngstes Kind aus dem Feuer; der Tagelöhner, dessen Söhnchen so gutmüthig von ihm beschenkt worden war, zog ihn selbst unter eingestürztem Gebälke hervor. Sein meistes und bestes Hausgeräth wurde von den dienstfertigen Nachbarn gerettet. Keiner blieb müßig bey ihres gemeinschaftlichen Freundes Unglück.

Bey dem kräftigen Beystande, der ihm von allen Seiten her geleistet wurde, ging nur der obere Theil des Hauses in Feuer auf; die Schmide blieb unverfehrt; darum trug auch der wackere Ehrenpreis sein Unglück ganz gelassen, er

hoffte mit Gottes Hilfe den Schaden, der ihm geschehen war, nach und nach wieder zu ersetzen. Sein Haus war in der Brandcasse versichert, er konnte also darauf rechnen, daß ihm eine bedeutende Summe vergütet werden würde; nur für seinen Verlust an Hausgeräth, Betten, Wäsche und Kleidern hatte er keinen Ersatz.

Allein wie freudig wurde er überrascht, als er, vierzehn Tage nach seinem Unglück, einen hochgepackten Wagen voll neuen Hausgeräthes, Wäsche und Küchengeschirr, Betten und Koffer vor seinem Hause halten sah. Es war ein Geschenk, das ihm seine sämmtlichen Mitbürger machten. Die Tischler hatten ihm unentgeltlich jeder ein Stück Hausgeräth, die Böttcher jeder ein Stück Waschgefäß, die Töpfer jeder ein Paar Stück Küchengeschirr, die Schneider ein Kleidungsstück gefertigt; Frauen und Mädchen hatten sich seit vierzehn Tagen mit dem Nähen des Weißzeugs beschäftigt, und das Geld zur Leinwand, zu dem Luch, zum Holz u. s. w. war von den Reichen der Stadt zusammengeschoffen worden, weil sie dem Ehrenmanne durch ihrer Hände Arbeit nicht nützlich werden konnten.

Der brave Hufschmid stand in der Thür und wußte nicht, was er sagen oder thun sollte. Er wollte den Wagen nicht abladen lassen, wollte nichts davon annehmen, weil er dachte, es seyen noch viel Dürftigere in der Stadt, die auf eine solche Unterstützung mehr Anspruch hätten als er. Allein man stellte ihm vor, daß er einen solchen Beweis der Achtung und Liebe seiner Mitbür-

ger ohne sie zu beleidigen, nicht verschmähen könne, und dieß leuchtete ihm am Ende selbst ein. Er ließ also den Wagen abladen, aber mit dem festen Vorsatz, den ganzen Werth davon, sobald er sich wieder erholt haben würde, an wahre Nothleidende zu vertheilen.

Die Zeichnung.

Elise lernte die Zeichenkunst und hatte unter der Aufsicht ihrer Mutter, die selbst eine ganz fertige Zeichnerinn war, schon sehr gute Fortschritte darin gemacht.

Einst legte ihr Frau Alringer, so hieß die Mutter, ein neues Muster zur Uebung vor. Fräulein Elise mochte aber wohl diesen Tag nicht gut aufgelegt zum Arbeiten seyn, denn sie bath die Mutter, sie mit dieser Zeichnung, die viel zu schwer für sie sey, zu verschonen, denn sie wisse schon voraus, daß sie nicht damit zu Stande kommen würde.

»So versuche es doch wenigstens,« entgegnete die Mutter.

»Es ist aber umsonst; ich weiß, daß es nicht geht; warum soll ich denn Zeit und Mühe dabey verlieren? Es wäre ja nur Schade um das Papier.«

»Ich weiß besser, als du selbst, was du kannst. Denkst du denn ich würde dir ein Muster vorgeben, welches nachzuzeichnen über deine Kräfte geht? Ich glaubte bisher, eine folgsame Tochter

zu haben, eine Tochter, die ihrer Mutter alles zu Liebe thäte.«

»Das will ich auch. Ich weiß aber, daß diese Zeichnung viel zu verwickelt und zu schwer für mich ist.«

»Und ich verlange, daß du wenigstens einen Versuch damit machst.«

Mit diesen ganz kalt und trocken gesprochenen Worten ging Frau Alxinger auf ihr Zimmer, wo sie einen Brief zu schreiben hatte, und ließ so E l i s e n stehen.

Das Fräulein wurde über dieses rasche Hinausgehen der Mutter empfindlich. Statt sich an die Arbeit zu machen, nahm sie ein Buch in die Hand, setzte sich an's Fenster und las. — Ihr Bruder Theobald, der alles mit angehört hatte, redete ihr vergeblich zu, die Zeichnung zu entwerfen. Sie antwortete kalt und kurz: »Ich kann nicht.«

Indeß kam die Mutter nach Beendigung ihres Briefs wieder in's Zimmer, und sah mit Erstaunen E l i s e n mit einem Buche in der Hand sitzen.

Eine so auffallende Hartnäckigkeit an einem Kinde, das sonst immer so viel Achtung und Gehorsam gegen ihre Mutter bewiesen hatte, that der edlen Frau unbeschreiblich wehe. Einer mußte nun nachgeben; aber wer von Beiden; die Mutter oder die Tochter? Das Ansehen der Mutter war verloren, wenn sie sich gegen ein so störriges Kind schwach finden ließ. Sie legte ihr also ganz kalt nochmals die Zeichnung vor und

sah nach der Uhr. »Wir haben noch zwey Stunden bis zum Mittagessen,« sagte sie; hier ist dein Musterblatt; du hast Zeit genug bis dahin, den Entwurf zu machen. Mit diesen Worten nahm sie ihren Sohn bey der Hand und ließ Elisen allein.

Das Mädchen fing jetzt an bitterlich zu weinen. Die Mutter war in ihren Augen hart, ungerecht, grausam gegen sie. Ihr gebeugter Stolz hinderte sie, ihren Fehler zu erkennen und wieder gut zu machen. Statt zu arbeiten, brachte sie diese zwey Stunden in Thränen hin.

Um die Mittagszeit trat die Mutter wieder in das Zimmer und sah Elisen, das Gesicht mit beyden Händen bedeckt, vor einem Sessel auf der Erde knien. Sie richtete sie auf und erschrak vor ihrem Aussehen. Die Augen waren vom Weinen hoch aufgelaufen, die Wangen glühten wie Feuer. Frau Alxinger besorgte, ihr Kind möchte krank werden, brachte sie zu Bette, und machte sich Vorwürfe, zu weit gegangen zu seyn. Es wurde schnell nach einem Arzte geschickt, und die arme Mutter blieb indessen traurig und voll Bangigkeit am Bette sitzen.

Jetzt brach erst Elisens starrer Sinn. Sie sah die Liebe, die Sorgfalt, die Unruhe der angstvollen Mutter, und ihr Herz sagte ihr, daß sie so vieler Güte nicht werth sey. Plötzlich ergriff sie die Hand derselben und drückte sie an ihre Lippen. Sie wollte reden, allein vor Schluchzen konnte sie nicht. Frau Alxinger fuhr erschrocken auf und fragte, was ihr sey. Jetzt fand

Elise endlich wieder Worte. »Ach Mutter,« rief sie, »beste Mutter, kannst Du mir verzeihen? Ach Du bist so gut, so liebevoll gegen mich, und ich habe Dir ungehorsam seyn, Dich so betrüben können! Mutter, vergib mir; ach, schon durch die Vorwürfe, die ich mir mache, bin ich hart bestraft.«

Jetzt wurde die edle Frau wieder ruhig. Sie hatte in Elisen ihre Tochter wiedergefunden, hatte sie so gefunden, wie sie sonst war. Gern verzieh sie ihr, ihrer Reue wegen, alles was heute vorgefallen war. »Ich kann nicht glauben,« sagte sie, »daß es bey dir vorsehlicher Ungehorsam war, denn du warst ja immer ein gutes, folgsames Kind; lieber will ich alles einer Aufwallung gekränkter Eigenliebe zuschreiben.«

Indeß sie noch so sprachen, trat der Arzt herein, um die angebliche Patientinn zu besuchen. Sobald er aber ihren Puls untersucht hatte, sagte er, es sey nichts, als eine starke, durch heftige Gemüthsbewegung veranlaßte Aufregung des Blutes, und morgen werde sie, nach einer ruhig durchschlafenen Nacht, wieder so gesund seyn, wie zuvor.

Und so fand sich's auch; Elisen's Krankheit war nichts anders, als ein heftiger, jedoch nur kurzer Anfall von Eigensinn.

Sie zeigte sich nun bereit, die schwierige Zeichnung zu beginnen, und siehe da, sie gelang über ihre Erwartung. Voll Freude brachte sie dieselbe ihrer Mutter. »Du siehst,« sagte sie, indem sie ihr um den Hals fiel, »Du siehst, lie-

bes Mutterchen, wie viele Mühe ich mir Dir zu Liebe gegeben habe; wirst Du mich aber jetzt auch loben und zufrieden mit mir seyn?»

»Ja, das will ich,« sagte Frau Alexinger, sie in ihre Arme schließend, »aber laß dir noch bey dieser Gelegenheit einige Worte für die Zukunft sagen. Du sagst, du habest dir, mir zu Liebe, so viele Mühe gegeben, und darum sey dir die Arbeit so gut gelungen. Warum wolltest du denn, was du heute thatest, mir nicht schon gestern zu Liebe thun? Du wolltest nicht einmahl einen Versuch machen, du sagtest schon im voraus, daß es nicht gehen würde, und doch ist es gegangen. Du siehst also, daß ich wirklich besser, als du selbst, weiß, was du leisten kannst, und daß ich nichts von dir begehre, was über deine Kräfte geht. Ich erwarte daher, daß du dich fernerhin immer meinen besseren Einsichten unterwirfst, mir nicht mehr widersprichst und fest überzeugt bist, daß ich nichts Unbilliges, viel weniger etwas Unmögliches, von dir verlange.«

»Ach das will ich, das will ich,« rief Elise aus und küßte der gütigen Mutter die Hand.

Von jetzt an ließ sie sich nie wieder häßlichen Eigensinn zu Schulden kommen.

Das Wasserglas.

Pottchen und Zulchen waren Schwestern. Pottchen hatte schon ihr zwölftes, Zulchen kaum ihr neuntes Jahr zurück gelegt. Die

ältere Schwester war herrisch und wollte die Hofmeisterinn über die jüngere spielen. Beständig hörte man in ihrem Munde die Worte: »Zulchen, jetzt thust du dieß! Zulchen, jetzt thust du das.« Darum nannte man sie in dem Hause nicht anders, als die Gouvernante. Zulchen aber, die auch ihr Köpfchen hatte, sagte, sie habe ihre Mutter, und sie brauche keine andere Gouvernante; Lottchen sey nichts weiter als ihre Schwester und habe ihr nichts zu befehlen.

Hierin hatte aber die kleine Person sehr Unrecht, denn allerdings müssen sich die jüngeren Geschwister von den älteren, von denen man voraus setzt, daß sie verständiger sind, etwas sagen lassen, zumahl, wenn Vater und Mutter nicht zugegen sind.

Einft waren die Schwestern allein im Zimmer. Zulchen war etwas unordentlich; wo sie etwas gebraucht hatte, da ließ sie es liegen. So war es auch heute, statt aufzuräumen, setzte sie sich hin und las in einem Buche.

»Jetzt ist es noch nicht Zeit, zu lesen,« sagte Lottchen, »bringe erst deine Sachen, die in dem Zimmer herum liegen, an ihren Ort, und hilf mir aufräumen, denn ist es nicht eine Schande, wenn Jemand kommt und alles in solcher Unordnung antrifft!«

»Ich will schon aufräumen,« sagte Zulchen und blieb sitzen.

Lottchen. Du sollst aber jetzt gleich aufräumen.

Zulchen. Ich will aber jetzt nicht.

Pottchen. Wenn du nicht aufräumst, so bekommst du das Wasser in diesem Glase in's Gesicht (es waren nur wenige Tropfen in dem Glase).

Zulchen. Ich werde schon aufräumen, wenn es mir beliebt.

Pottchen (noch mehr Wasser in das Glas gießend). Ich frage dich nun noch ein Mal, ob du jetzt gleich aufräumen willst?

Zulchen. Es hat so große Eile nicht.

Pottchen (noch mehr Wasser zugießend). Willst du noch immer nicht?

Zulchen (lächelnd nach dem Glase blickend). Noch immer nicht.

Pottchen (das Glas über die Hälfte mit Wasser füllend). Du siehst, ich bin sehr langmüthig; aber die Strafe wird immer größer. Zum letzten Male frage ich dich, ob du gleich auf der Stelle aufräumen willst, oder nicht?

Zulchen (schnell zur Thür hinaus schlüpfend). Gar nicht will ich aufräumen.

Pottchen (ihr mit dem Wasserglase nachlaufend). Warte nur, du entgehst mir nicht. Ich will dich schon treffen, sollte ich auch eine Stunde lauern müssen.

Sie räumte nun schnell das ganze Zimmer auf, füllte das Wasserglas bis an den Rand, stellte es neben sich hin und setzte sich an ihre Arbeit, nahe an die halboffene Thür, wo sie alles hören konnte, was die Treppe herauf kam.

Hier saß sie ungefähr eine halbe Stunde,

als sie etwas herausschleichen hörte. Schnell nahm sie das Wasserglas zur Hand und lauschte. Es war Zulchen's Tritt. Kaum hatte die Herankommende die letzte Stufe erreicht, so hatte sie das ganze Glas voll Wasser über den Kopf. Sagte ich's nicht,« rief Lottchen triumphirend, »daß Du mir nicht entkommen würdest? Jetzt gehe hin und laß dich abtrocknen.«

»Ach Himmel,« antwortete weinerlich eine fremde Stimme, »was denkst Du denn, Lottchen, daß Du mich über und über mit Wasser begießest? Das ist gewiß ein schlechter Spaß, denn siehe nur an, wie Du mir Wäsche, Kleider, Papier und alles verdorben hast.«

»Ach du mein Gott!« rief Lottchen, »Du bist es, armes Jettchen! O verzeihe mir, es hat nicht Dir gegolten, sondern meiner Schwester; das böse Mädchen ist mir entlaufen, weil sie nicht aufräumen wollte. Dafür sollte sie ein Glas Wasser in's Gesicht bekommen, und statt ihrer traf ich Dich. Verzeihe mir, liebes Jettchen, die fatale Verwechslung und komme nur geschwind herein, daß ich Dich umkleide.«

»Verzeihe auch mir,« rief lachend das schelmische Zulchen, das schon lange wieder oben war, und von einem Winkel aus die Verwechslung mit angesehen hatte, »verzeihe mir und meiner Gouvernante. Du bist das unschuldige Opfer unsers Streites geworden; aber Du siehst, ich kann nichts dafür.«

Es wurde alles vergeben, aber nicht vergessen, denn noch lange nachher lachten und scherz-

ten sie über die drollige Geschichte, und selbst die Aeltern lächelten, als sie ihnen erzählt ward. Doch bekam Zulchen den verdienten Verweis wegen ihrer Widerspenstigkeit.

Ende des ersten Theils.

I n h a l t.

	Seite
Der Blinde	7
Rosalie und ihre Mutter	15
Albertine	19
Der arme Schuster	25
Hedwig und Sulchen	39
Kindestreue	42
Die arme Frau	47
Der Pudel	55
Die strenge Mutter	66
Die junge Haushälterinn	67
Das Weihnachts-Geschenk	81
Der Mutter Schmuck	85
Oft bringt Schweigen mehr Ehre, als Reden	86
Der Weihnachtsabend der armen Familie .	89
Der Hufschmid	92
Die Zeichnung	98
Das Wasserglas	102

